mom

Sieben Jahre schwere Zeit.

Eine geschichtliche Erzählung

aus

den Tagen der Fremdherrschaft

für Jung und Alt

von

Dr. Christian Röth.

Cassel.

Verlag von J. Georg Luckhardt.

Sieben Jahre schwere Zeit.

Eine geschichtliche Erzählung

aus

den Tagen der Fremdherrschaft

für Jung und Alt

von

Dr. Christian Röth.

Cassel.

Verlag von J. Georg Luckhardt.

[1864]

Druck von Gebr. Gotthelft in Cassel.

Erstes Kapitel.

Der erste Sohn.

Es war ein kalter Dezembermorgen. Hell funkelten die Sterne an dem klaren Himmel und warfen ihr zitterndes Licht auf den am Abend gefallenen Schnee, der die hartgefrorene Erde weit und breit bedeckte. Der Fluß starrte unter den mächtigen Fesseln, welche die strenge Winterkälte ihm angelegt, und an die Stelle des beweglichen Nachens, der sonst den Fußgängern als Brücke diente, war eine feste, unverrückbare Eisbahn getreten. Auf dem Kirchthurm schlug es vier Uhr. Keine Menschenseele regte sich in dem kleinen Dorfe und noch lag tiefe Ruhe über seinen Häusern. — Da that leise an der Kirchhofsmauer eine Thür sich auf, und in die scharfe Morgenluft hinaus schritt ein Mann von kräftiger Gestalt über den knisternden Schnee dem nahen Thurme zu. Eine wollene Zipfelmütze bedeckte seinen Kopf und eine weite gestrickte Jacke reichte ihm

bis zu den Lenden. Die glänzenden Schnallenschuhe aber, wie die kurzen Hosen von schwarzem Sammetmanchester, die über den Knien mit einem Gürtel befestigt waren, ließen erkennen, daß es der Schulmeister des Dorfes war, den sein Küsteramt zu solcher Zeit aus dem behaglichen Stübchen trieb, um die Glieder der Gemeinde zum Frühgottesdienste zu rufen. Mit starker Hand zog er den Strang, und wie die Glocken laut und immer lauter zusammenschlugen, war's ihm, als ob ihre Klänge an diesem Morgen noch einmal so friedlich und feierlich über das Dorf hin erschallten. Hatte doch Gott der Herr den einzigen Wunsch seines Herzens erhört und ihm vor wenigen Stunden in derselben Nacht, da der Heiland zur Erde stieg und die Engel sangen: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! ein Söhnlein geschenkt, dem er schon lange mit heißer Sehnsucht entgegengesehen hatte. Darum war's ihm auch, trotzdem daß die Kälte ihn schüttelte und der Wind schneidend durch die Thurmlucke fuhr, so gehoben und feierlich zu Muthe.

Allmählich wurde es in den Häusern lebendig und hier und dort schimmerte ein Licht durch die mit Eis und Reif überzogenen Fensterscheiben. Die Glocke gab das zweite Zeichen und die kleine Kirche füllte sich mit einer festlich geschmückten Christenschar. Der Pfarrer predigte über Joh. 3 V. 16: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf

daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Und der helle Kerzenglanz, der die Räume der Kirche durchzog, fiel wie der Wiederschein der ewigen Liebe Gottes in die Herzen aller derer, die gekommen waren. Denn der Vater im Himmel hatte ja seinen Sohn auf diese kalte und liebeleere Erde gesandt, daß er den armen und irrenden Seelen ein Licht sei zum ewigen Leben und sie reich mache an unvergänglichem Gut. Dem Schulmeister aber war das heilige Christfest mit seiner Freude und seinem Frieden noch nie so nahe getreten, wie an diesem Morgen. Denn als der Gottesdienst zu Ende und der letzte Ton der Orgel verklungen war, da stieg eine Thräne der Rührung und des Dankes in sein Auge und sein umschleierter Blick hob sich noch einmal in heiliger Andacht zu Dem, der Leben nimmt und Leben schafft. —

Ein paar Schritte nur und er hatte seine Wohnung erreicht. Leise öffnete er die Stube, in welcher das neugeborne Knäblein warm und weich gebettet lag, und indem er leuchtenden Antlitzes zu dem schlummernden Kinde herab sich neigte, flüsterte sein Mund ihm den Gruß der ersten heiligen Christnacht zu: Friede auf Erden, Friede mit dir!

Das Dörflein, lieber Leser, von dem wir dir hier erzählen und in welchem der Schulmeister Andreas Gutmann schon seit geraumer Zeit die Jugend unterrichtete und die Alten in Gottes Wort erbaute,

liegt an dem rechten Ufer des schönen Werraflusses. Es gibt zwar viele anmuthige und fruchtbare Gegenden in dem Hessenland, aber nur wenige halten einen Vergleich mit dem gesegneten Werrathal aus. Denn schimmernde Felder und üppig grünende Wiesen, reich tragende Obstberge und volle, blühende Gärten lachen da in buntem Wechsel dem Auge entgegen. Und durch all diesen Segen zieht sich der friedliche Strom, wie ein breites, silbernes Band und befruchtet mit seinen klaren Wellen Fluren und Äcker. Nachdem er auf der einen Seite in nicht gar weitem Bogen um das Dorf sich gelegt, weicht er auf der andern vor bewaldeten, oft mit rauhen Felsenmassen gekrönten Bergen zurück, die nicht selten steil und schroff in die Höhe steigen. Um aber das Bild der lieblichen Landschaft noch voller und reicher zu machen, so schaut zwischen den mit dichtem Laubholz bewachsenen Höhen und den mit Schilf und Weiden umhüllten Ufern des Flusses von der Stirn eines einzeln stehenden Berges das Stammschloß eines erloschenen edlen Geschlechtes mit seinen durchlöcherten Thürmen und seinem zerfallenden Mauerwerk wie ein ernster Zeuge untergegangener Größe in das Thal hinab. Im Frühling und Sommer aber gibt es hinter rothblühenden Kastanien und duftenden Linden kein heimlicheres und versteckteres Plätzchen, als die einfache und freundliche Lehrerwohnung zu K. . . ., an der bis zum Giebel hinauf der Weinstock seine Rebe rankt. Auf dem Hofe schnattert laut

und lustig das junge Volk der Enten und Gänse und tausend geschäftige Bienchen fliegen in runden, aus Stroh geflochtenen Körben ein und aus, die noch leeren Zellen mit süßem Honig zu füllen. Hinter dem Hause läuft ein mit schönen Obstbäumen bepflanzter Grasgarten bis zu den Ufern des Flusses, in dessen warmem Sande allerlei Muscheln sich sonnen und krausköpfige, bausbackige Knaben ihre munteren Spiele treiben. Viel ist's gemeiniglich nicht, was an Gütern dieser Erde dem Dorfschullehrer beschieden ist, aber Genügsamkeit, Fleiß und Gottesfurcht geben auch dem Wenigen einen reichen Segen. Und so war's bei dem Schulmeister von der Werra.

Bei den Einwohnern des Dorfes galt es als ein alter Brauch, daß die neugebornen Kinder acht Tage nach der Geburt die heilige Taufe empfiengen. Davon wich auch der Schulmeister Andreas Gutmann nicht ab. Seines Bruders Frau, eine wohlhabende, stattliche Bäuerin hob das Kind aus der Taufe, und da es der erste Sohn war, der dem Schulmeister getauft wurde, so hatten sich viele Verwandte und Bekannte zu dem frohen Familienfeste eingefunden. Die Kälte ließ die heilige Handlung in der Kirche nicht zu, und darum hatte man in dem Hause in sinniger Weise einen Altar errichtet, der auf weißem, geglättetem Tuch das silberne Taufgeräthe trug. Der Pfarrer sprach das Gebet und legte das Knäblein aus den Händen der Pathe in seine Arme, und wie er es mit den Worten: Ich taufe

dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, dem Herrn der Kirche übergab, beschien die Sonne mit ihrem Licht das Antlitz des Täuflings, gleich als wollte sie ihm vom Himmel den Gnadengruß der ewigen Liebe bringen. Eine tiefe Rührung erfaßte da das Herz des Vaters und ein leises Schluchzen rang sich aus seiner Brust, und alle, die geladen waren, theilten in sichtlicher Erregung mit Vater und Mutter den Ernst und die Freude dieser Stunde. Jetzt schloß das Amen des Pfarrers die feierliche Handlung und von allen Seiten nahmen die hochbeglückten Eltern die herzlichsten Wünsche für das fernere Wohlergehen des geliebten Sohnes entgegen. „Gott gebe Euch," sprach der würdige Geistliche, „seinen Segen zu diesem Kinde und lasse es groß werden zu eurer Freude!"

„Ja, so er mir Gnade gibt," erwiderte der Schulmeister und drückte seine Hand, „will ich es aufziehen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn!"

Die Gäste blieben die Nachmittagsstunden noch in munterem Gespräche zusammen, das durch die Anwesenheit des Geistlichen, der aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung Altes und Neues hervorholte, immer in der rechten, fesselnden Bahn erhalten wurde. Die Gevatterin hatte es sich nicht nehmen lassen, den Kindtaufsschmaus allein auszurichten, und nun ward ihr auch die Freude zu Theil, daß die von ihr auf den Tisch gebrachten Speisen und Getränke den ungetheiltesten Beifall fanden.

Insbesondere war es ein großer, mit allerlei Schnörkeln und Zierrath ausstaffirter Schmand- und Butterkuchen, der von allen Seiten den lebhaftesten Zuspruch erfuhr und den auch nur die Frauen in der Werragegend so schmackhaft und einladend zu bereiten verstehen. Aber auch der neue Erbe wollte sein Theil zu der Unterhaltung geben, denn laut und vernehmlich erhob er seine Stimme in der anstoßenden Kammer.

„Wahrhaftig, Schulmeistern," wendete sich die Frau des Unterförsters zu der Mutter des Kindes, „euer Kleiner schlägt nicht aus der Art. Was der schon für eine Stimme hat! Der wird mal euren Alten ablösen im Singen und Vorlesen in der Kirche!"

„Davor möge mich doch mein himmlischer Vater bewahren," rief voll Eifer die Mutter, „daß der Sohn wird, was der Vater ist! Da hätte er ja nichts als Ärger und Verdruß, viel Arbeit und wenig Geld, und zuletzt den Tod. Er mag alles werden, was er will, aber nur kein Schulmeister!"

„Da muß ich der Schwäher vollständig Recht geben!" bekräftigte laut die Gevatterin. „Ich weiß es von meines Mannes Vater und sehe es hier bei meinem Schwager, daß die Lehrersleute weitaus die geplagtesten auf der ganzen Welt sind. Ist das nichts, Jahr aus Jahr ein Schule halten, Glocken schmieren, Uhren stellen und was sonst noch alles der Schulmeister zu thun schuldig ist. Und doch meint jeder, er könne ihm befehlen und er müsse allen für das Wenige, was sie

ihm geben, der gehorsame Diener sein. Und wie oft machen ihm die schlechten Bezahler sein bischen Verdienst vor Gericht noch zu Wasser. Nein, geht mir weg mit solcher Versorgung für meinen kleinen, hübschen Pathen!"

„So haltet doch Ruhe, ihr Frauen, und vor allen du Christine," nahm hierauf der Schulmeister das Wort, „und streitet nicht über Dinge, die noch so weit von uns weg liegen. Das ist wahr, viel hat der Lehrer zu kämpfen mit der Unart der Kinder, dem Undank der Eltern und dem Unverstand der Großen und es wird ihm auf seine bescheidenen Wünsche und Bitten so oft keine Abhilfe. Aber wenn ich bedenke, daß mich Gott dahin gestellt hat, wo ich stehe, daß ich im Dienste dessen arbeite, der da sprach: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich! daß ich Seelen gewinnen soll für sein Reich, Menschen bilden soll, die dem Vaterland mit Ehren dienen und dem Fürsten wie der Obrigkeit gehorsam sind, so weiß ich auch, daß mein Amt eine große Belohnung und reiche Verheißung hat. Ist es auch jetzt nicht viel, was ich habe, so bin ich doch zufrieden, und ich habe schon manchmal dem frommen Dichter, der auch ein Schulmeister war, und wahrhaftig kein schlechter, in meinem Innern für die Worte gedankt:

„Genieße was dir Gott beschieden, entbehre gern, was du nicht hast, ein jeder Stand hat seinen Frieden,

ein jeder Stand hat seine Last! Wie's unser Herr Gott mit dem Kinde fügen wird, so wird's werden, und wie er es fügt, so ist's gut!"

„Ja, so wie er es fügt," schloß sich der Pfarrer dem Vater an, „so ist es gut! Seht, meine Freunde, ich komme auch so recht aus einer Schulmeisterfamilie her. Der Vater meiner Mutter war Lehrer, mein Vater selbst war Lehrer und der Vater meines Vaters war Lehrer, und ich glaube, gienge ich noch weiter zurück, so hätte der Stammbaum meiner Familie noch viele Glieder als Lehrer aufzuweisen. Als ich in die Jahre kam, wo man anfangen muß, etwas zu lernen, sagte meine Mutter zu mir — und ich meine, ich hörte sie noch heute — Heinrich, alles in der Welt, werde kein Schulmeister, denn ich habe es durchgemacht und mache es täglich noch mit durch, wie drückend es ist, von den Brosamen der Gemeinde zu leben! Nun giengen die vornehmen Kinder, so nannten wir die Söhne des Amtmanns, des Pfarrers und des Rentmeisters, in die Schule zu einem Candidaten und ich lag meiner Mutter öfters unter Thränen an, mich auch in diese Schule zu schicken. Gern, sprach sie, wollte ich dir den Willen thun, aber bei deinem durch die schwere Krankheit noch angegriffenen Körper kannst du die Treppen in dem Renthaus, in welchem diesen Sommer die Schule gehalten wird, ohne Hilfe nicht herauf und nicht herunter kommen.

Eines Tages richtete sie Pfannkuchen zum Mittags-

essen zu und ich war, wie ich gewöhnlich zu thun pflegte, bei ihr in der Küche. Wiederum sang ich ihr das alte Lied von der Stunde mit den vornehmen Jungen so anhaltend vor, daß die sonst so gutmüthige und mit ihren Kindern so geduldige Frau voll Ärger das Tischtuch ergriff und mich rechts und links um die Ohren schlug. Thränen flossen bei dieser mir so unerwarteten Antwort und ich rief schluchzend: Nun, so will ich ein Schulmeister werden! Das schlug durch. Mein Vater gab ohne Zögern seine Einwilligung und ich kam in die lateinische Stunde. Täglich trug mich dann meine gute Mutter auf ihrem Rücken die hohen Treppen hinauf und herab, bis sie mich ohne Gefahr mir selbst überlassen konnte. Nachdem ich Gymnasium und Universität besucht und der Gottesgelehrtheit mich gewidmet hatte, wurde ich doch, was ich nicht werden sollte — Schulmeister! Ich habe viele Jahre in diesem Amte böse und gute Tage gesehen, bis mich vor nicht langer Zeit der Herr als Pfarrer an diese Gemeinde und in eure Mitte rief. Der Vater im Himmel hat also die Geschicke eines jeden Menschenkindes in seiner Hand und lenkt die Wege des einzelnen nach seinem Willen und Wohlgefallen. Darum greife keiner ihm vor, sondern lasse ihn walten, er wird es wohl machen. Schenkt er dem Knäblein, das ihm heute zu eigen übergeben worden ist, fernerhin Leben und Gesundheit, so wird er ihm auch später den Platz anweisen, wo es stehen und wirken soll. Bis dahin also thue ein jedes

von Euch, meine Lieben, Vater, Mutter, Pathe an dem Kinde seine Schuldigkeit, und der Segen des Herrn, in dessen Namen unsere Hilfe steht, wird zu seiner Zeit nicht ausbleiben."

„Hört ihr es nun," wendete sich der Schulmeister voll Freude zu seiner Frau und Schwägerin, „wie ich's gemeint habe. Ja, so ist es recht, und wir wollen uns an der Wiege des Kindes die Hand drauf geben, daß wir an ihm nichts versäumen."

Erst gegen Abend, nachdem noch manches Wort in Scherz und heiterer Laune gewechselt war, verabschiedeten sich die Taufgäste von dem wackeren Schulmeister und seiner Frau.

Zweites Kapitel.

Die Franzosen in Hessen.

Der kleine Bernhard wuchs fröhlich und kräftig heran, und wie an Alter nahm er auch zu an Verstand und Erkenntnis. Aber es war eine schwere Zeit, in welche seine Jugend fiel. Im fernen Frankreich tobte der Sturm einer blutigen Volksempörung. Der König Ludwig XVI. war von seinem Throne gestoßen und in das Gefängnis gelegt worden, damit man über ihn Gericht hielte, wie über einen Übelthäter. Nach Frank-

reichs Kriegserklärung überschritten deutsche Heere den Rhein, um dem mishandelten Könige wieder zu seinem Rechte zu verhelfen; dagegen fielen französische Heereshaufen in Deutschland ein, eroberten Mainz, nahmen Frankfurt am Main und schickten sich an, auch dem Hessenland die neue, durch Blut befleckte Freiheit zu bringen. Niemand hatte den unglücklichen König zu retten vermocht, sein Haupt fiel unter dem Beil der Guillotine und immer grauenvoller gestaltete sich die Herrschaft der Schreckensmänner. Nach vielen schweren Kämpfen brach das neue Jahrhundert an und brachte auch dem deutschen Reiche die mannigfachsten Veränderungen. Der junge französische General Napoleon Bonaparte hatte die Fluten der Empörung gedämpft und trug seine siegreichen Waffen über die Länder des Erdtheils. Viele Fürsten im deutschen Lande verloren ihre Gewalt und Herrschaft oder mußten sich's gefallen lassen, für abgetretene Länder neue zu erhalten.

Auch der Landgraf von Hessen, Wilhelm IX., ward genöthigt, seinen schönen Besitzungen am Rhein zu entsagen und dafür mainzische Ämter und die Reichsstadt Gelnhausen als Ersatz zu nehmen. Doch schmückte man sein Haupt zugleich mit einer neuen Würde, der Fürst des Hessenlandes trat ein in die Zahl der deutschen Kurfürsten. In der Haupt- und Residenzstadt verkündigte ein Herold in gesticktem Wappenrock unter Glockenschlag und Trompetenschall der festlich auf und

abwogenden Menge am 15. Mai 1803 das frohe Ereignis und die treuen Hessen freuten sich von Herzen der Erhebung ihres Herrn. Auch in die stille Wohnung des Schulmeisters im Werrathal drangen von Zeit zu Zeit die Nachrichten von den Kämpfen der Völker und den Bestrebungen ihrer Herrscher und jeder Zeit nahm er den lebhaftesten Antheil an allem, was dem hessischen Land und seinem Fürsten in Leid oder Freud begegnete. Als er aber erfuhr, welche Ehre seinem Landesherrn zu Theil geworden sei, da war dieser Tag ein wahrer Festtag für sein Haus.

Inzwischen nahmen die Kriegsereignisse einen immer drohenderen Fortgang, die Waffen des nun zum erblichen Kaiser der Franzosen berufenen Napoleon Bonaparte errangen immer glänzendere Erfolge; deutsche Fürsten sammelten sich im Rheinbund um Frankreichs Beherrscher und der Sommer des Jahres 1806 trug die fast tausendjährige Herrlichkeit des deutschen Kaiserreichs zu Grabe.

„Was noch aus all den Sachen werden soll?“ sagte manchmal die Schulmeistern zu ihrem Manne, „ich weiß es nicht. Ich verstehe nichts von dem, was die großen Herren mit einander haben und warum sie bald Krieg machen und bald Frieden, allein so viel sehe ich doch, daß unser Land von Kriegslärm und von dem fremden Volk nicht verschont bleiben wird. Und denke ich dann, daß unser Kind, das so zusehends gedeiht und unsere Herzensfreude ist, schon in seinen jungen

Jahren so viel Unglück und Trübsal erfahren soll, so kommt's wie ein Alb über mich und ich möchte vergehen vor Jammer!"

„Na, so argen Gedanken brauchst du dich noch nicht hinzugeben, Frau!" tröstete dann der Schulmeister. „Unser Herr, der Kurfürst, will neutral bleiben, d. h. er will weder mit dem Napoleon gemeinschaftliche Sache machen, noch zu dessen Feinden sich halten. Und das ist gut, denn auf diese Weise bleiben wir am ersten vor aller Kriegsaffaire sicher!"

Allein es kam ganz anders, als der Schulmeister es sich gedacht hatte. Preußen war durch Napoleons Übermuth auf's schwerste verletzt und gereizt worden. Es raffte sich auf, um mit dem Schwert seine Ehre gegen den stolzen Emporkömmling zu vertheidigen, aber die Schlachten von Jena und Auerstädt warfen die preußische Macht bis zur Vernichtung nieder und lieferten fast das ganze Königreich in die Hände des gewaltigen Siegers. Die Niederlage der preußischen Heere entschied auch über das Geschick des hessischen Landes. Trotz der Neutralitätspfähle, mit denen Kurfürst Wilhelm I. sein Gebiet umgrenzt hatte, nahmen zwei feindliche Heereshaufen von Hessen gewaltsam Besitz und der hessische Löwe mußte vor dem französischen Adler sich beugen. Napoleon, der in dem Kurfürsten und seinem Sohne doch nur eifrige Anhänger des preußischen Königshauses erblicken mußte, durfte bei seinem weiteren Vorgehen zur vollständigen Demüthigung

Preußens die tapfere hessische Armee sich nicht im Rücken lassen.

Eines Abends trat der Schulmeister ganz verstört in sein Haus und rief in höchster Aufregung seiner Frau entgegen: „Christine, du hast doch Recht; die Franzosen sind in Hessen und haben die Hauptstadt besetzt, der Kurfürst ist auf der Flucht und statt seiner regieren Fremde!“

„Ach, du himmlischer Vater!“ schlug die bis zum Tod erschrockene Frau die Hände über dem Kopf zusammen, „so hat mich meine Ahnung doch nicht betrogen. Wie soll's uns wehrlosen Menschen nun hier ergehen! Das Land ohne Haupt, das Volk ohne Fürsten, wer wird sich da unser annehmen? Ach, es ist doch ein erschreckliches Herzeleid um so einen Krieg, der Land und Leute verdirbt!“

„Seid nur getrost, Mutter!“ rief mit großer Zuversicht der zwölfjährige Bernhard dazwischen, „unsere Soldaten werden die Feinde schon wieder zum Land hinaustreiben, haben sie doch, wie mir der Vater manchmal erzählt hat, schon in dem Jahre 1792 die Franzosen aus Frankfurt gejagt und sich vor ihren Kugeln und Bajonnetten gar nicht gefürchtet.“

Der Schulmeister hatte die betrübende Kunde von dem plötzlichen Einfall der Franzosen in Hessen mit allen Einzelheiten in der benachbarten Stadt erhalten, und als es im Dorfe ruchbar wurde, welche Nachricht dieser so eben mitgebracht habe, ließ jeder alles liegen

und stehen und eilte ins Schulhaus, um aus dem Munde des Schulmeisters selbst zu vernehmen, was sich vor einigen Tagen in der Hauptstadt zugetragen hatte.

„Habt nur Geduld, Leute," winkte der Schulmeister der immer zahlreicher werdenden Versammlung mit der Hand, „ihr sollt alles hören, was ich in Erfahrung gebracht habe. So, setzt euch hier hübsch zusammen, ihr habt alle Platz!" Und dabei schob er den an der Wand befestigten hölzernen Leuchter, an welchem er das eiserne Hangelicht anzündete, mitten über den Tisch, rückte seinen Stuhl nahe zum Kachelofen und begann seine Erzählung:

„Ihr wißt, daß der Kurfürst, unser Herr, sich weder zu Napoleon, noch zu dessen Feinden halten wollte, und dieser hatte ihm auch die bestimmte Zusage gegeben, daß sein Land nicht feindlich behandelt werden sollte. Das war alles ganz gut, so lange Preußen noch zu fürchten war. Allein nachdem auch dies vor dem mächtigen Gegner das Feld räumen mußte, war dem Franzosenkaiser das Hessenland mit seiner respektablen Armee ein Dorn im Auge und die Neutralität des Kurfürsten wollte ihm gar nicht behagen. Wenn man an den Hund will, so hat er Leder gefressen, das haben wir in den letzten Zeiten gar oftmals erfahren, und so gieng's auch unserem Lande; denn wenn einmal der Napoleon einen auf dem Korn hat, so weiß er auch an ihn zu kommen und ist nie verlegen um eine

Rechtfertigung seiner Gewaltschritte, noch um die Mittel, seinen Willen durchzusetzen. Das liegt so in seinem Charakter.

Schon vor acht Tagen hatte man dem Kurfürsten die geheime Mittheilung gemacht, daß von Frankfurt aus ein feindliches Heer in keiner wohlwollenden Absicht gegen Hessen vorrücke, aber er mochte an solche Arglist nicht glauben und that nichts zu seiner und des Landes Sicherheit. Allein in der Nacht vom 31. October auf den 1. November, als die Minister vor sein Bett traten und ihm ein Schreiben des Kaisers überreichten, das ihm in bestimmten und herrischen Ausdrücken die Besetzung seines Landes durch französische Truppen kund that, war es zu spät, das Netz zu zerreißen, in welchem man ihn gefangen hatte. Noch zu derselben Stunde hielt er Rath mit seinen Ministern, und wenn auch keiner daran zweifelte, daß die brave hessische Armee den feindlichen Heereshaufen, der schon mit seinem General, dem Marschall Mortier, auf den Bergen vor Kassel stand, wieder zum Land hinauswerfen würde, so gab man doch jeden Gedanken an Widerstand auf, als noch unerwartet die Meldung geschah, daß auch von einer andern Seite ein zweites französisches Heer unter dem Befehl des Königs von Holland, des Bruders des Kaisers, gegen Kassel im Anzug sei.

Fein hatte der Schlaue seine Fäden gesponnen, man wußte nicht eher etwas von dem Feinde, als bis er mit Säbel und Bajonett die vernehmliche Sprache

redete: So, jetzt komme her, wer will. Ich will es ihm weisen! An einen solchen Umschlag der Dinge hatte der Kurfürst aber nicht im entferntesten gedacht, er gab sofort den Befehl zur Öffnung des Zeughauses und zur Entwaffnung seiner Soldaten und beauftragte die Behörden, die Regierung während seiner Abwesenheit in seinem Namen fortzuführen. Denn in der Stadt seiner Väter konnte er unter dem übermüthigen Franzosenvolk nicht länger bleiben, und er, der noch vor wenigen Stunden Herr seines Landes gewesen war, sah sich jetzt seines Erbes beraubt, auf der Flucht und von dem Willen dessen abhängig, der mit Ländern und Kronen wie mit Würfeln spielte.

Und was für ein Schrecken kam über die Bewohner von Kassel. Wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel traf sie die Nachricht von dem Anmarsch der Franzosen. Noch am Abend des 31. Octobers ergiengen sich viele von ihnen ohne Arg und Ahnung von dem heranziehenden Unwetter auf dem Friedrichsplatz und in der Bellevuestraße in der milden Herbstluft. Da sehen die Spaziergänger auf einmal unzählige Lichter aus dem nahen Söhrwald durch das Fuldathal herüberschimmern. Was ist das? fragt einer den andern, und alle Blicke hängen an dem nächtlichen Schauspiel. In kurzem ist die ganze Stadt auf den Beinen, um sich an der nie gesehenen, großartigen Beleuchtung zu ergötzen. Inzwischen wird die Neugierde der schaulustigen Menge durch die von Mund zu Mund gehende

Nachricht gestillt, daß es die Bivouakfeuer eines französischen Armeekorps seien, das am andern Morgen an der Stadt vorbeiziehe und die Bestimmung habe, das Kurfürstenthum Hannover zu besetzen. Kaum graut der Tag, so sieht man ganze Scharen durch das Leipziger Thor sich drängen und dem von einem französischen Piket umstellten Schlagbaum zueilen. Die Franzosen rücken heran, immer näher und näher, aber sie marschieren nicht auf der Straße nach Münden vorüber, sondern machen an der Barriere Halt. Und wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Schreckenskunde, daß ihr Besuch der Stadt Kassel und dem lieben Hessenlande gelte. Wer noch ein Zweifel an der Wahrheit dieser Nachricht hegt, der wird sofort eines andern belehrt. Eine gelbe, mit sechs Schimmeln bespannte Glaskutsche braust daher und sucht die Leipziger Straße zu gewinnen. Der Kurfürst und der Kurprinz sitzen darin, aber französische Bajonnette versperren ihnen den Weg und zwingen sie, wieder zur Stadt zurückzukehren. Die eben noch so fröhliche und sorglose Menge hinter ihnen her in Angst und Verwirrung. Der Appetit zum Frühstück und Mittagsessen ist vergangen, denn ungebetene Gäste sitzen in allen Häusern zu Tisch und lassen sich die aufgetragenen Speisen trefflich schmecken. Der Kurfürst aber nahm seinen Weg durch das Kölnische Thor über Arolsen, um bei seinem Bruder Karl, dem Statthalter von Holstein, Zuflucht und Sicherheit zu suchen."

Kein Wörtchen war den Bauern von dem Bericht des Schulmeisters entgangen, mit solcher Spannung und Aufmerksamkeit hatten sie zugehört, und viele riefen jetzt wie mit einer Stimme: „O, 's ist schändlich, so über ein friedliches Land herzufallen; aber Geduld, wir wollen dem fremden Volk doch noch eins zu rathen aufgeben! Der Kurfürst ist unser rechtmäßiger Herr, zu dem halten wir und niemand soll uns von ihm abwendig machen."

„Euer Wort in Ehren, Herr Schulmeister," ließ sich daneben einer aus der Versammlung vernehmen, aber ist das auch wohl die volle Wahrheit, was man sich da alles in der Stadt erzählt?"

„Buchstäblich wahr!" entgegnete der Gefragte. „Ich hab's hier schwarz auf weiß!" und dabei zog er ein Papier aus der Tasche, das die an den Kurfürsten gerichtete Verkündigung der von Napoleon angeordneten Besetzung des hessischen Landes enthielt. — „Hört nur, ich lese es euch vor, und dann urtheilt selbst, ob man dem, was ich euch so eben mitgetheilt habe, glauben darf:

„„Der Geschäftsträger Sr. M. des Kaisers der Franzosen, Königs von Italien, hat den Auftrag, an Se. Durchlaucht den Fürsten von Hessen-Kassel, Marschall in preußischen Diensten, zu erklären, daß Se. M. der Kaiser vollkommen von der Zustimmung unterrichtet ist, welche von Seiten des Hessen-Kassel-schen Hofes an den Bewegungen Preußens genommen worden; daß in Folge dieser Zustimmung die Be-

urlaubten einberufen und Pferde an die Cavallerie vertheilt worden sind,

daß die Stadt Hanau mit Lebensmitteln versehen und reichlich mit Garnison besetzt worden ist;

daß seitdem die preußischen Truppen in Kassel eingezogen sind; daß dieselben mit der grösten Freude von dem Erbprinzen, General in preußischen Diensten, aufgenommen worden sind und daß er sie sogar selbst durch die Stadt geführt hat;

daß diese Truppen durch die hessischen Staaten gegangen sind, um die französische Armee bei Frankfurt anzugreifen;

daß während der ganzen Zeit, wo das Glück der Waffen noch unentschieden gewesen ist, der Hof von Kassel immer seine Bewaffnung fortgesetzt hat, ohngeachtet der Kaiser erklärt hatte, daß er solche als feindselig betrachten würde.

Da die preußische Armee geschlagen und bis hinter die Oder zurückgeworfen worden ist, so wäre es von Seiten der französischen Armee ebenso unvorsichtig als thöricht, diese hessische Armee zusammen zu lassen, welche immer bereit sein würde, in den Rücken der französischen Armee zu fallen, wofern diese eine Niederlage erlitte.

Der unterschriebene Geschäftsträger hat daher den besonderen Befehl empfangen, zu erklären, daß es die Sicherheit der französischen Armee erheischt, daß die Stadt Hanau und die ganzen Hessen-Kasselschen

Lande besetzt werden, daß die Waffen, Kanonen und Zeughäuser der französischen Armee überliefert werden müssen, und alle Mittel getroffen sind, um den Rücken derselben gegen die feindseligen Gesinnungen, welche das Haus von Hessen-Kassel beständig gegen Frankreich geäußert hat, zu decken.

In dieser Lage der Sache bleibt es an dem Fürsten von Hessen-Kassel, zu sehen, ob er die Gewalt mit Gewalt vertreiben und sein Land zum Schauplatz der Kriegsgreuel machen will.""

„Diese Verkündigung," fuhr der Schulmeister fort, „welche sie in der politischen Welt eine Note nennen, ist am 2. November viele tausend Mal gedruckt und im ganzen Lande verbreitet worden, damit jedermann erkennen soll, aus welcher Ursache der Kaiser der Franzosen von Hessen so unerwartet Besitz genommen hat. Die Sache ist nun nicht mehr zu ändern und wir müssen in Geduld erwarten, was die kommenden Tage uns bringen."

Die Versammlung gieng unter wiederholter Kundgebung ihrer Liebe und Ergebenheit gegen den vertriebenen Fürsten auseinander, und Vater, Mutter und Sohn waren wieder allein und sprachen noch lange zusammen über die so plötzlich eingetretenen Ereignisse der letzten Tage.

Drittes Kapitel.

Der Aufstand in Hessen.

Während der Kurfürst auf der Flucht zu seinem Bruder Karl sich befand, hielten die feindlichen Heereshaufen mit Sing und Sang und klingendem Spiele ihren Einzug in Kassel. Ein beängstigender Druck lag auf allen Gemüthern und man erwartete nichts anders, als daß im nächsten Augenblick zur Plünderung geschritten und die Stadt den mordbrennerischen Händen roher Soldaten preis gegeben würde. Viele standen händeringend in der Thür nnd riefen die Vorübereilenden um Auskunft über das Schicksal der Stadt an, aber wer hatte jetzt Zeit zu einer Antwort? Andere suchten ihre Kostbarkeiten und besten Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen und dem spähenden Blick der Feinde zu entziehen, wieder andere glaubten aber Trotz bieten und zum kräftigsten Widerstand sich bereiten zu müssen. Allein die Franzosen bezeigten keine Lust, sich die Stadt durch Raub und Brandschatzung zu verderben, vielmehr waren sie darauf bedacht, sich bequem und wohnlich in ihr einzurichten, um mit den Bürgern Kassels die Freuden und Annehmlichkeiten der Hauptstadt des Landes so lange als möglich zu theilen. Und ehe man sich's versah, so war Kassel voll von den Abkömmlingen der großen Nation, die ihrer Heimat den Rücken kehrten, um in hochherziger Weise den halb-

wilden Hessen Bildung und feine Sitten zu bringen. Fast mit jeder Woche entluden sich die Postwagen von Lieferanten und Spekulanten, von Wechslern, Gastwirten, Kaufleuten und Haarkräuslern, von Gouvernanten, Putzhändlerinnen, Lehrerinnen und Tänzerinnen, wollten doch diese Volksbeglücker alle ihren Theil haben an dem Werk der Verfeinerung und Veredlung der hessischen Volkes. Die Bürger der Hauptstadt aber machten gute Miene zu dem bösen Spiel und ließen sich's mit der Zeit ganz wohl sein in der Nähe eines viel verbrauchenden, in Genuß und Lustbarkeiten sich gefallenden Hofes.

Anders stand es mit den vielen in Schlachten und unter Kriegslärm alt gewordenen Soldaten. Zähneknirschend und in grimmer Wuth zerschlugen sie ihre Gewehre und zerbrachen sie ihre Säbel, als man nach der Bestimmung des Kurfürsten und der Anordnung des französischen Kommandanten zu ihrer Entwaffnung schritt, und über manches wetterharte, mit Narben überdeckte Gesicht floß eine Thräne der Trauer, aber auch des gerechten Zornes. Sie hatten ihre Waffen so viele Jahre in Ehren und mit Tapferkeit geführt, und jetzt sollten sie dieselben ohne allen Kampf und jegliche Gegenwehr einem Feinde überliefern, dem sie doch in keiner Weise nachzustehen brauchten. War es da zu verwundern, wenn diese bärtigen und markigen Gestalten schwere Flüche und Verwünschungen gegen die fremden Eindringlinge schleuderten? Viel lieber

hätten sie in offenem Kampf mit dem Gegner gerungen und ihre Waffen auf den Schädeln der Feinde zerschlagen, als auf dem Straßenpflaster und in den Gassen der Stadt. Allein das Wort ihres Kriegsherrn lähmte ihren Arm, und sie mußten, obwohl murrend, gehorchen. Auch in den Offizieren regte sich ein tiefer, lauter Unwille, und ehe sie in die Reihen der französischen Regimenter eintraten, ließen sie sich lieber in schmähliche Gefangenschaft nach Mainz und Luxemburg führen, um da Demüthigung und Entbehrung zu dulden bis zu dem Tage, wo sie wieder mit Ehren ihre Waffen für Fürst und Vaterland erheben konnten. In verschiedenen Richtungen eilten die Soldaten ihrer Heimat zu, und die tiefe Erbitterung, welche die nach Haus geschickten Krieger gegen die übermüthigen Sieger in ihrem Herzen trugen, fand bald den vollsten Wiederhall bei den Bewohnern in Stadt und Land. Namentlich wurzelte unter dem Landvolk noch fest und ungeschwächt die Liebe und Anhänglichkeit an den angestammten Fürsten, und hier, wo die Veteranen ihre Angehörigen und meisten Freunde und Bekannte hatten, war in kurzer Zeit eine ansehnliche Zahl rüstiger Arme bereit, die Franzosen aus dem Lande zu jagen und der Wiederkehr ihres rechtmäßigen Herrn freie Bahn zu machen. Zwar war es leicht, mit einem Federstrich zu sagen: Der Kurfürst von Hessen hat aufgehört zu regieren; aber schwer, die Treue der Unterthanen gegen ihn so ohne weiteres aus den Herzen zu treiben. Der ver-

haltene Groll brach in offene Kampfeslust aus und in wenigen Wochen wälzte sich der Aufruhr wie hallender Donner über die Berge und Thäler des hessischen Landes. An der Lahn und Fulda, an der Werra und dem Abhange des Thüringer Waldes, überall hörte man den drohenden Ruf: Tod den Franzosen, nieder mit dem fremden Volk! Bewaffnete Bauern- und Soldatenhaufen durchzogen lärmend und tobend das platte Land, die Sturmglocken schallten des Nachts und bei Tage in Städten und Dörfern, und hätten sich alsobald die rechten Führer an die Spitze der Bewegung gestellt, in wenigen Tagen wäre bei den Streitkräften, über welche die Franzosen zu gebieten hatten, der Fremdherrschaft ein schnelles Ende bereitet worden.

Die letzten Tage des Dezembers waren rauh und unfreundlich, der Schnee rieselte gleich feinen Körnchen aus dem wolkengrauen Himmel zur Erde nieder; ein kalter Nordwind fuhr durch das Werrathal und trieb die Wellen des Flusses mit Ungestüm an den mit Weiden und Erlengebüsch überzogenen Ufern hinauf. Es war spät am Abend und der Schulmeister zu K., den es in seiner durchkälteten Stube zu frösteln anfieng, wollte eben das Licht auslöschen und in der anstoßenden Kammer, wo schon Frau und Kind in den warmen Federbetten eine sanfte Ruhe gefunden hatten, zum Schlafe sich legen. Vor ihm auf dem Tische lag noch die dicke Hausbibel aufgeschlagen, in welcher er allabendlich vor Schlafengehen einen Abschnitt zu lesen

und vorn auf die eingehefteten weißen Blätter die wichtigsten Tagesereignisse nieder zu schreiben pflegte. „Ja Gott widersteht den Hoffärtigen, aber den Demüthigen gibt er Gnade!“ ... sprach er noch leise vor sich hin, als auf einmal die Hausthür unter kräftigen Schlägen erzitterte und gleich darauf eine scharfe Stimme sich vernehmen ließ: „Macht auf, Schulmeister, und säumet nicht. Eine Angelegenheit von der grösten Wichtigkeit führt uns in dieser Stunde noch zu Euch. Macht auf, oder wir brauchen Gewalt!“ Entsetzt fuhr der Schulmeister zurück, als er mit dem Licht in der Hand der barschen Aufforderung entsprach und zwei bewaffnete Männer über die Schwelle seines Hauses schritten. Doch unterdrückte er seine Bangigkeit und führte die beiden Fremden in die Stube.

Der eine von ihnen, welcher in die hessische Korporalsuniform gekleidet war und einen langen Pallasch an seiner Seite und einen mächtigen Czako auf dem Kopfe trug, nahm das Wort und sprach: „Seid Ihr gut Kurfürstlich gesinnt?“

„Ich bin meinem Herrn, dem Kurfürsten, von ganzem Herzen ergeben,“ antwortete, ohne sich zu bedenken, der Gefragte, „und Gott wolle ihn uns noch lange erhalten!“

„Nun, so läutet Sturm!“ erwiderte rasch der Korporal, „damit die Leute aus dem Dorfe zusammenkommen und erfahren, weshalb ich noch zu dieser Zeit hier erschienen bin!“

„Aber wer seid Ihr," entgegnete der Schulmeister, „und wer gibt Euch ein Recht zu solchem Begehren?"

„Ich bin der Korporal Schumann," war die Antwort, „und habe von dem Obersten der Hessen, der gegenwärtig sein Quartier in Eschwege hat, den Befehl, die Umgegend zu allarmieren, alle waffenfähige Mannschaft auf die Beine zu bringen und sie ungesäumt ihm zuzuführen. In Eschwege und Allendorf, in Marburg, Hersfeld und Schmalkalden, allenthalben wollen sie nichts von den Franzosen wissen, und wenn diese nicht gutwillig gehen, so sind Bürger, Bauern und Soldaten darin einig, ihnen mit Gewalt den Weg zu weisen. Der Kurfürst selbst, dies kann ich fest versichern, billigt unser Unternehmen, und nun weigert Euch nicht länger, mein Verlangen zu erfüllen, oder gebt mir den Schlüssel zum Thurm."

„Den Schlüssel," versetzte der Schulmeister nach kurzem Besinnen, „gebe ich nicht aus der Hand; allein wenn alle einig sind und jeder bereit ist, sein Scherflein zur Befreiung des Vaterlandes beizutragen, will ich nicht zurückbleiben. Noch hat der Kurfürst, unser Herr, seinem Rechte, das ein fremder Eroberer ohne Scheu verletzt und angetastet hat, nicht entsagt, noch soll die Regierung in seinem Namen weiter geführt werden und noch gilt es Gewalt gegen Gewalt. Auf, und folgt mir, aber ohne Laterne, denn es braucht niemand zu wissen, wer in dieser Nacht die Hand an den Strang gelegt."

Bald war die schmale Wendeltreppe, die zum Thurme führte, erstiegen, die Glocken schlugen zusammen und in lauten, schauerlichen Tönen schallte es durch die Nacht hin. Erschreckt fuhren die Schläfer aus ihren Betten auf, und da man ringsum am Himmel kein Feuerzeichen erblicken konnte, so stürzte alles in wilder Hast der Linde, dem Sammelplatz der Gemeine, zu. Die Lichter schimmerten hinüber und herüber, vermochten aber nur spärlich die dichte Finsternis zu erhellen; Männer und Frauen liefen und riefen ängstlich durcheinander und das Zetergeschrei der zurückbleibenden Kinder mischte sich mit dem lauten Tumult in den Gassen und mit dem immer stärker erschallenden Rufe der Sturmglocke. Auch die Frau des Schulmeisters, die des Geräusches vorhin nicht geachtet hatte und wieder in festen Schlaf gesunken war, sprang hoch von ihrem Lager auf, als die Schreckenstöne an ihr Ohr schlugen; und wie sie nun die Hausthür offen fand und vergebens in die Nacht hinein nach ihrem Manne rief, da war's ihr, als ob das Herz ihr stille stand vor schwerer Angst und Bangigkeit.

Einen sonderbaren, unheimlichen Anblick aber bot die nächtliche Gruppe unter der Linde dar. Die meisten waren nur halb bekleidet, denn ein jeder hatte, was ihm in der ersten Bestürzung in die Hand kam, übergeworfen und war dann jählings fortgestürmt. Das trübe Laternenlicht beschien allenthalben nur blasse und ängstliche Gesichter und niemand hatte für die allge-

meine Aufregung ein Wort des Friedens oder der Beschwichtigung. Da erschien zur rechten Zeit der Schulmeister, begleitet von den beiden Fremden, in der Mitte der Versammlung, und dem wirren Durcheinander folgte augenblicklich die tiefste Stille.

„Ich heiße Schumann," hub alsbald der Korporal an, „und diene gegenwärtig in dem Befreiungsheer der Hessen, das in den nächsten Tagen gegen die Franzosen hier im Land geführt wird. Auf meine Ordre ist Sturm geläutet worden, damit ein jeder aus dieser Gemeine sich in Bereitschaft setze, um unverzüglich Theil zu nehmen an dem ehrenvollen Kampfe. Ziehet die Glocken diese ganze Nacht bis zur Mittagsstunde des folgenden Tags; in andern Gemeinden wird man auch so thun, denn ich gehe jetzt von Dorf zu Dorf, Männer und Bursche für das Vaterland unter die Waffen zu bringen. Und wenn ihr auf den Bergen die Feuerzeichen rauchen sehet und in dem Thale die Sturmglocke hört, dann merket, daß die Stunde der Erlösung nicht mehr ferne ist. Niemand von euch wird die Hände müßig in den Schoß legen, sondern jedweder nach Kräften bemüht sein, daß das Werk der Befreiung rühmlich gelinge. Wollt ihr das, Leute, und kann ich deshalb meinem Obersten von euch gute Nachricht geben?"

„Ja, wir sind bereit," riefen die versammelten Männer und Jünglinge und streckten die nervigten Arme wie zum Schwur empor, „und wollen den

Franzosen es weisen, daß sie hier nicht zu Hause sind und besser gethan hätten, uns in Frieden zu lassen."

„Nun, so gehabt euch wohl," grüßte zum Abschied der Soldat, „und laßt nicht lange auf euch warten. In Eschwege ist der Sammelplatz."

Bald war es unter der Linde wieder leer und still; aber in den Häusern blieb es rege und lebendig die ganze Nacht hindurch; niemand dachte mehr an Schlaf, denn der nahe bevorstehende Kampf beschäftigte alle Gemüther.

Der Schulmeister hielt sich bei der dichten Finsternis für unbeobachtet, aber während er mit den Zweien von dem Thurme stieg und zur Linde schritt, hob sich leise an der Kirchhofsmauer eine dunkle Gestalt empor, die vor Freude die Hände rieb, eine Entdeckung gemacht zu haben, die, wenn der Aufstand mislang, der braven Lehrersfamilie eitel Jammer und Herzeleid bereiten konnte. „Warte nur, Schulmeister, du bist in eine Falle gegangen, aus der du dich nicht so leicht wieder herausziehen wirst. Jetzt kommt die Zeit der Rache für mich, und nicht umsonst sollst du mich einen Spion und Verräther vor aller Welt genannt haben." Sprach's und schwang sich geschmeidig über die Mauer und verschwand geräuschlos in dem Dunkel der Nacht.

Der Befehl des Generalgouverneurs Lagrange zu Kassel, welcher die in die Heimat entlassenen Soldaten wieder in ihre früheren Standorte rief und jeden, der zurückblieb, mit Erschießung bedrohte, goß neues Öl in die schon hoch aufschlagenden Flammen. Waren

bis daher nur Vorkehrungen und Zurüstungen zu der Vertreibung der Franzosen getroffen worden, so schritt man jetzt zu offener Gewalt. In Allendorf stürmten die Soldaten das Rathhaus und bemächtigten sich der abgelieferten Waffen und des daselbst niedergelegten Schießbedarfs wieder. In Eschwege trat das Regiment, das früher hier Quartier gehabt, aber mit dem Eindringen der Franzosen aus einander getrieben worden war, wieder zusammen und richtete ganz auf Kriegsfuß sich ein. Der Hauptmann von Uslar ward an die Spitze gestellt und zum Obersten der Hessen ausgerufen. Einzelne Detachements wurden abgeschickt, um Kleider, Schuhe, Brod und Munition herbeizuschaffen, die herrschaftlichen Kassen in den benachbarten Amtsorten in Beschlag zu nehmen und mehrere den Franzosen abgenommene Kanonen einzubringen. In Hersfeld kam es zum Handgemenge und zu blutigen Auftritten zwischen den Bürgern und einer daselbst eingerückten italienischen Compagnie. Dem Hauptmann schlug ein durch die Menge sich drängendes Weib mit einem Schusterleisten mehrere Backenzähne aus, dem Lieutenant riß der wüthende Haufe die Epauletten von den Schultern, an dreißig Soldaten lagen verwundet und zerschunden auf den Straßen und vor den Häusern und einen Italiener, der zum Allarmplatz eilte, streckte ein aus einem Eckhause an dem Marktplatz fallender Schuß todt zu Boden. Vor Schmalkalden erschienen bewaffnete Soldaten- und Bauernhaufen, erzwangen die Öffnung des

Weidenbrunner Thores und schlugen die feindliche Mannschaft in die Flucht. Ebenso mußte in Marburg die französische Besatzung der aufgeregten Menge weichen; Stadt und Schloß und damit ein aufgehäufter ansehnlicher Vorrath an Pulver kam in die Hände der Aufständischen.

Aber allen diesen Bewegungen fehlte der Zusammenhang und die so nothwendige Einheit. Die höheren Offiziere, die ihre Erfahrung und Kenntnis zur Leitung des Unternehmens befähigte, wurden absichtlich zurückgehalten, die hessischen Behörden betraten den Weg der Güte und mahnten mit besänftigendem Wort von einem Unterfangen ab, das nur den Zorn des französischen Kaisers reizen und dem Kurfürsten die Rückkehr in sein Land nur erschweren würde. Auch der Generalgouverneur milderte seinen Befehl und beruhigte die Gemüther mit der Erklärung, daß kein hessischer Soldat zu französischem Kriegsdienst gezwungen werden sollte. Dazu kamen die höchst niederschlagenden und entmuthigenden Nachrichten von der völligen Niederlage der preußischen Heere. Und als Wochen vergiengen und es immer nicht zum Losschlagen kam, entfernten sich die Soldaten immer weiter von der Bahn der Ordnung und Gesetzlichkeit, verzehrten ihren Sold in wüsten Gelagen, fluchten und lästerten und drückten die eigenen Landesgenossen härter und rücksichtsloser als es die fremden Dränger thaten, also daß der übel geplagte Bürger und Bauer sich gegen sie wendete, ihnen die zur Vertheidigung des

Vaterlandes gegebenen Waffen wieder abnahm und die französische Hilfe mit Freuden begrüßte. Hessen gieng durch den im Lande waltenden Geist des Aufruhrs und der Zwietracht unsäglichem Jammer und Elend entgegen.

Die Franzosen ließen denn auch nicht lange mehr auf sich warten. Der General Barbot kam und mit ihm ein Exekutionskorps von 3000 Mann, dem bald noch mehrere Regimenter nachfolgten. Er sollte wieder Ruhe und Ordnung ins Land zurückführen und der General entledigte sich dieses Auftrags mit Strenge und soldatischem Eifer. Auch der Generalgouverneur redete jetzt, nachdem ihm eine ansehnliche Macht zur Seite stand, eine andere Sprache, und namentlich sollte Eschwege, wo das Feuer des Aufruhrs am hellsten gelodert hatte, den Zorn der Sieger erfahren. Ein französischer Commissar durchritt die Stadt mit der Drohung, daß sie in wenigen Stunden in einen Schutthaufen verwandelt und kein Stein von ihr auf dem andern gelassen werden sollte, sofern sich noch einer fände, der nur den geringsten Widerstand entgegensetzte. Und um seinem Wort den rechten Nachdruck zu geben, so ließ der General Wagen mit Pechkränzen auf den Marktplatz auffahren und dieselben von Soldaten mit brennenden Lunten umstellen. Angst und Entsetzen ergriff die Bewohner und Jammer und Wehklagen erfüllte jegliches Haus; denn was lag den zusammengelaufenen Soldaten, die ohnedem das Schlimmste zu fürchten hatten, an dem Verderben der Stadt? Aber was man

mit Zagen erwartet hatte, trat nicht ein, aller Muth zur Gegenwehr war gebrochen, jeder suchte seine Person in Sicherheit zu bringen und wer Miene zum Kampfe machte, wurde von den Bürgern niedergeworfen und entwaffnet; die Stadt selbst aber versöhnte den gereizten Gegner durch die pünktlichste Erfüllung aller seiner Forderungen. Die Hauptschuldigen wurden ergriffen und entweder gefangen hinweggeführt oder nach kurzem Prozeß von französischen Kugeln auf immer zum Schweigen gebracht.

Auch in Hersfeld büßte der Sohn eines Tagelöhners seine Theilnahme an dem Tumult mit dem Leben und das Haus, aus welchem der unglückselige Schuß gefallen war, ward unter Trommelschlag und Trompetenklang dem Erdboden gleich gemacht. Und damit niemand wieder zu ähnlicher That sich verleiten ließe, so sollte der Platz, auf dem es gestanden, für alle Zeiten wüst und leer gelassen und kein Gebäude je wieder auf ihm errichtet werden.

Mit diesen Opfern, welche zur Sühne für den zur Rettung der Freiheit gemachten Versuch gefallen waren, hätte man sich jedenfalls zufrieden gegeben, wenn nicht geschäftige Zungen dem Kaiser Napoleon mit den grellsten Farben die aufrührerischen Gelüste des hessischen Volkes geschildert und ihm die nahe Gefahr, das Land wieder zu verlieren, mit aufreizendem Wort vor Augen gestellt hätten. Denn jetzt erließ er die schärfsten Befehle. Der winzige Feind, der es gewagt hatte,

gegen die französische Allgewalt sich zu erheben, sollte vollends niedergetreten und seine Kraft für immer gebrochen werden. Und von neuem durchzogen französische Heereshaufen das hessische Land, um noch mehr Blut zu fordern und noch größeres Herzeleid über die unglücklichen Bewohner zu bringen. In den Städten wurden die Beamten des Nachts im Schlafe überfallen und gefesselt hinweggeführt, und da man sie ohne Unterschied mit dem schmählichsten Tod bedrohte, wenn sie nicht sofort die Theilnehmer des Aufstandes bezeichneten, so kam eine so lange Reihe von Schuldigen heraus, daß die fremden Schergen vollauf zu thun hatten, um die von dem Kriegsgericht verhängten Todesurtheile zu vollstrecken.

Herzzerreißend war der Abschied von Eltern und Verwandten, denen man ihre Söhne und Angehörigen mit kaltem Hohne aus den Armen riß. Mit aufrichtigem Mitleid, aber mit stummem Schmerze sah man allerorten den Unglücklichen nach, deren trauriges Loos man nicht mehr abzuwehren im Stande war. Fünf Aufständischen allein aus der Werragegend zerschmetterten französische Kugeln die Brust und auch der Korporal und Bannerträger Schumann mußte seinen Eifer für die Befreiung des Vaterlandes mit dem Leben bezahlen. Die schwerste Strafe aber war den Bewohnern von Hersfeld zugedacht, denn die Stadt sollte erst alle Schrecknisse der Plünderung erfahren und dann durch Feuer und Flammen von dem Erd-

boden vertilgt werden. Und dieses furchtbare Elend, das nach dem kaiserlichen Willen über eine der ältesten Städte des hessischen Landes kommen sollte, that vorher ein Aufruf des Generalgouverneurs in Kassel dem ganzen Volke kund.

„Die meisten unter euch,“ so wendet sich die Sprache des stolzen Siegers an die Bewohner und Soldaten von Hessen, „haben sich dem Aufruhr hingegeben, haben strafbare Unruhen erregt, ja noch mehr, haben es gewagt, den Waffen Sr. Majestät des Kaisers Hohn zu sprechen. In Hersfeld wurde ein Soldat meuchlings ermordet. Bewohner und Soldaten! Es konnte nicht anders sein, als daß Seine Kaiserliche Majestät über solches frevle Beginnen zum höchsten entrüstet wurden. Welche Verwegenheit hattet ihr, eine vorsätzliche Beschimpfung der überall siegreichen französischen Waffen zu wagen? Sie haben daher verordnet, daß die Stadt mit Feuer verwüstet werden soll, und Eschwege würde das nämliche Schicksal betroffen haben, wenn es sich nicht beeifert hätte, die Strafbaren auszuliefern, die mit ihrem Blut die Schuld bezahlt haben, welche ihm dadurch erwuchs, daß es einen Aufruhr in seinen Mauern duldete. Thoren! Sehet nun, zu welchem Ende euere Wagstücke führen: es ist das Verderben und der bei mehreren unter euch gerechte und nothwendig gewordene Tod, während dem eine noch größere Anzahl nach Frankreich geführt wird, um dort bis zum Frieden in wohlverdienter Gefangenschaft zu bleiben. Schließet aus diesen Maßregeln, was

für weit strengere auf euch warten, wenn sich in Zukunft noch einige unter euch finden, die es sich beikommen ließen, ähnlichen Frevelthaten sich zu überlassen. Rechnet nicht mehr auf euren Fürsten, er und sein Haus haben aufgehört zu regieren. Dies ist eine Wahrheit, die ich euch schon verkündigt habe, und die ich euch heute noch einmal bekräftige. Einwohner, die ihr während dieser Unruhen ruhig geblieben seid, an euch ist es zu erkennen, welcher Gefahr euer Vaterland ausgesetzt war. Wachet für die pünktliche Vollziehung aller vorgeschriebenen Maßregeln, damit es bei der ihm wiedergegebenen Ruhe erhalten werde. Das Land ist entwaffnet worden, jeder, der aus Verachtung dieser Befehle Waffen verheimlichen oder versteckt halten würde, wird auf der Stelle festgenommen und erschossen. Die Urheber von Zusammenrottierungen, diejenigen, welche es wagen, Glocken zu förmlichem Auflauf zu läuten, kurz alle diejenigen, welche die gesetzliche Macht der jetzigen Regierungsbehörden, sowie die Beamten oder andere mit Vollstreckung ihrer Befehle beauftragten Magistratspersonen einen Augenblick nicht anerkennen würden, haben die nämliche Strafe zu gewärtigen."

Bald erschien auch der General Barbot mit seiner Exekutionsmannschaft in Hersfeld und eröffnete den hinter verschlossenen Thüren um ihn versammelten Magistratspersonen und Beamten der Stadt den festen, unabänderlichen Willen seines kaiserlichen Herrn. „Wünschen Sie sich Glück, meine Herren," fügte er schnei-

dend hinzu, „daß Sie nicht samt und sonders, wie Sie hier sind, erschossen worden. Denn die Behörden einer Stadt sind für dergleichen Vorfälle und Exzesse verantwortlich. Wehe Ihnen und der gesamten Bevölkerung, wenn ein einziger den Exekutionsmaßregeln und den Befehlen des Kaisers sich widersetzte oder solche zu hindern wagte. Die Vollziehung des Spruches ist dem Major Lingg übertragen, und es darf nur erst dann gelöscht werden, wenn die in der Mitte und an den vier Enden der Stadt angezündeten Gebäude niedergebrannt sind. Die Kanonen sind vor den Thoren aufgefahren und bei dem geringsten Zeichen von Widersetzlichkeit werden diese gegen die Stadt sich entladen.

Wie ein Donnerschlag, gewaltig und vernichtend, traf jeden Hersfelder diese Nachricht, und auf den Straßen und in den Häusern hörte man nichts als klagen und jammern. Schlaflos, unter Zittern und Zagen brachten die geängsteten Einwohner die Nacht hin, denn mit dem Grauen des morgenden Tages wollte der Feind sein zerstörendes Werk beginnen. Und um die Noth und das Entsetzen aufs höchste zu steigern, so erhob sich noch am Abend ein furchtbarer Sturm, der mit rasender Gewalt über die Dächer brauste und wie lautes Angstgeheul die Luft erfüllte. Stroh und dürres Reisich wurde in Menge auf dem geräumigen Marktplatze zusammengehäuft, Wachen mit blitzenden Schwertern umringten das Spritzenhaus und

versicherten sich aller Löschgeräthe, und damit auch die Sturmglocken ihren ehernen Mund verschlössen, so schnitt man die Stränge von allen Glocken ab und hängte selbst die Klöpfel aus. So erschien der 20. Februar des Jahres 1807, und die dem Untergang geweihte Stadt harrte ihres letzten Tages.

Es war Morgen und mit flammendem Licht durchbrach die Sonne die dichten Wolken. Da wirbelt Generalmarsch durch die Straßen und von allen Seiten eilen in großer Hast Soldaten, Deutsche und Italiener, mit Sack und Pack auf den gemeinschaftlichen Sammelplatz. Und zu gleicher Zeit erscheint auch auf kräftigem Roß ein stattlicher Offizier. Tiefer Ernst umschattet seine Züge, aber in seinem klaren Auge spiegelt sich Milde und sanfte Güte. Eine Weile ruht sein Blick auf den freundlichen, den Marktplatz umgebenden Häusern, und es ist, als ob eine helle Thräne ihm in den dunkeln Wimpern zitterte. Aber schnell, als sollte niemand Zeuge seiner inneren Bewegung seien, wendet er sich zu seinen Leuten, und die Mannschaft ordnet sich und schultert das Gewehr. Es ist der Major Lingg, der jetzt sein schweres Werk beginnen soll. Die ganze Nacht und die frühen Stunden des Morgens hat sein Herz sich mit dem Gedanken getragen, wie er die unglückliche Stadt vor dem Verderben bewahren und den Spruch des allzustrengen Richters mildern könne. Aber wie er auch sinnt und denkt, er sieht keinen Ausweg, der furchtbare Sturm

macht alle seine Rathschläge zu nichte. Doch ein höherer Richter waltet über der sorgenden und bangenden Stadt, Gott sitzt im Regimente und er, vor dem Kaiser und Könige geachtet sind wie der „letzte Tropfen im Eimer oder das Scherflein in der Wage", hat anders entschieden. Er gebietet dem Sturme, und als die Stunde der Brandlegung kommt, ist alles ruhig und still. Die Hersfelder athmen wieder freier auf und leise, freudige Hoffnung tritt an die Stelle des bangen Entsetzens. Denn kann der, welchem Wind und Meer gehorsam sind, nicht noch Wege finden, die dem Leben und Eigenthum so vieler unschuldiger Bewohner Schonung und Rettung bringen?

Bald knistert und sprüht es in den Gebäuden, durch welche das Feuer weiter getragen werden soll, und hoch auf lodern die hellen Flammen. Jetzt läßt Lingg die auf dem Marktplatz versammelten Truppen in zwei Abtheilungen antreten: in den vordern Gliedern stehen die badischen Jäger, in den hintern Gliedern die diesen zugesellten Italiener. Hierauf verlieset er mit lauter Stimme die kaiserliche Ordre und wendet sich dann in feierlichem Ernst zu seinen Leuten und spricht:

„Soldaten! der Befehl zur Plünderung ist gegeben, sie ist uns übertragen; sie ist jedem von euch erlaubt! Wer Lust verspürt zu plündern, der trete heraus aus seinem Glied und melde sich!"

Doch ringsum tiefe Stille, auch nicht ein Mann

rührt sich! Nochmals dieselbe Aufforderung, aber wiederum dieselbe Ruhe, dasselbe Schweigen!

Da gieng's wie ein Lichtstrahl über das Gesicht des braven Offiziers und aus seinem Munde erscholl tönend das Kommando: In Kolonnen formiert! Marsch!

Und im Geschwindschritt zogen die wackern Krieger an dem noch stehenden Exercierhause, das die Feuerzeichen ihrer That zum Himmel emporsandte, durch die Weingasse an dem alten Rathhaus vorbei, und durch die Breitengasse zum Petersthore hinaus, um jenseits der Berge die Stadt Vacha zu erreichen. Der General Barbot dagegen, der den Befehl des Kaisers aufs pünktlichste vollzogen sah, schlug mit seinen Truppen, die er schon vorher aus der Stadt gezogen und zwischen dem Frauen- und Clausthor versammelt hatte, den Weg nach Kassel ein.

Zwar brennen die angezündeten Häuser nieder bis auf den Grund, aber die Flamme springt nicht weiter, die Stadt bleibt unversehrt. Und jetzt wissen die Hersfelder, wem sie nächst Gott ihre Rettung zu verdanken haben. Schnell machen Abgeordnete aus der Mitte des Stadtraths sich auf, um dem edlen Kriegsmann für seine hochherzige That den tiefgefühltesten Dank der gesamten Bürgerschaft auszudrücken und als Anerkennung seines uneigennützigen und besonnenen Handelns ein ansehnliches Geldgeschenk ihm darzureichen. Aber Lingg weist die Gabe zurück. „Was ich gethan habe," spricht er mit bescheidenem Wort, „war nur

Christenpflicht; nicht mir gebürt der Dank, sondern dem, in dessen Dienste auch der Krieger steht!" Und wahrlich, solche That konnte Gold nicht lohnen, es hat sie ihm aber der in das Buch des Lebens geschrieben, der der Erste und der Letzte ist und einst kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten.

Während so die fremden Würger mit Härte und Hohn das hessische Land durchschritten und über viele Familien das namenloseste Elend brachten, glaubte auch der Schulmeister zu K.... nicht anders, als der letzte Tag seines Lebens sei herbeigekommen. Doch das über ihm hangende Schwert sollte diesmal sein Haupt noch nicht treffen. Denn der, welcher ihn in jener Nacht zum Sturmläuten veranlaßt, hatte ja mit den andern Rädelsführern einen jähen und blutigen Tod gefunden und die kräftige Fürsprache seiner Oberen und die lautredende Liebe seiner Gemeinde waren bei den französischen Gewalthabern nicht leer zurückgekommen Er kam mit der bloßen Angst davon und wurde nach einer kurzen Haft mit der Drohung aus dem Gefängnis entlassen, ihn von Amt und Brod zu jagen, ja aus diesem Leben zu befördern, wenn er es sich je wieder beikommen ließe, feindselig gegen die jetzt rechtmäßigen Herren aufzutreten.

Die über die Aufständischen eingeleiteten Untersuchungen waren zu Ende, die Gemüther hatten sich wieder beruhigt, und die Gründung und Einrichtung des jungen Königreichs Westfalen, das nach dem Frieden

von Tilsit aus den verschiedensten Landestheilen zusammengewürfelt und dem jüngsten Bruder des Kaisers Jerôme Bonaparte zur Regierung übergeben ward, lenkte die Blicke allmählig von den blutigen Auftritten ab, die zu Anfang des Jahres die Herzen erschreckt und verwundet hatten.

Viertes Kapitel.

Das Jahr 1809.

Das Königreich Westfalen stand auf schwachen Füßen; der Thron, welcher für den noch des Purpurs entbehrenden Bruder des Kaisers mitten auf deutscher Erde aufgerichtet worden war, konnte nur durch Gewalt und Unrecht gestützt und gehalten werden. Wenn auch der Glanz des neuen Hofes die Bewohner der Hauptstadt reizte und fesselte und die sich täglich entfaltende königliche Pracht ihre Einnahmen mehrte und ihr Leben behaglich gestaltete, wenn auch vieles in Verwaltung, Rechtspflege und anderen öffentlichen Einrichtungen besser wurde und die Guthmüthigkeit des jungen Königs manche Herzen gewann, so blieb doch immer der gröste Theil der Bevölkerung des Landes ihm fern und fremd und beugte sich nur mit Widerstreben dem ausländischen Herrn. Besonders war, wie schon erwähnt, in den kleineren Städten und auf

dem platten Lande die Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus stark und lebendig und vorab suchten die Stände, welche mehr in unmittelbare Berührung mit dem Volke kamen, wie Förster und Unterförster, Lehrer und Schulzen, Beamte und Pfarrherren bei ihren Untergebenen den Franzosenhaß zu nähren und die Hoffnung auf die baldige Wiederkehr des in der Fremde weilenden Kurfürsten nach Kräften zu unterhalten.

Die Freunde des Vaterlandes scharten sich enger zusammen und in ihren geheimen, den Späherblicken der gefürchteten französischen Polizei verborgenen Berathungen reifte der kühne Gedanke zum festen Entschluß, die Hauptstadt zu überrumpeln, den König mit seinen Generalen gefangen zu nehmen und eine Erhebung des gesamten Hessenlandes vorzubereiten. Das Unternehmen aber, sollte es gelingen, durfte nicht vereinzelt stehen, und darum sollten Österreich, Preußen und das übrige nördliche Deutschland gemeinschaftlich ihre Hand bieten zu dem großen Werke der Befreiung des deutschen Vaterlandes. Preußens König bieder und tapfer und voll Treue und warmer Liebe gegen sein Volk stand zwar in drückender Abhängigkeit von dem französischen Kaiser, aber Männer wie Hardenberg und Stein, wie Schill, Scharnhorst und Gneisenau, die einen groß im Rathe der Fürsten, die andern nicht minder groß im Lenken der Schlachten, wetteiferten mit einander, die Ehre des preußischen Volkes wach zu

halten und seinen Muth und seine Kampfesfreudigkeit zu stählen für den hehren Tag der Entscheidung. In der Hauptstadt an der Donau rüstete man von neuem gegen den gewaltigen Kaiser, und von hier aus sollte die Erhebung durch Böhmen und Sachsen ihren Weg nehmen nach Preußen und in die benachbarten Länder, an die Freiheitsbestrebungen in Hessen sich anlehnen und allenthalben von kühnen Heereshaufen und von den Muthigen und Bessergesinnten im Volke unterstützt werden.

Im Frühling des Jahres 1809 entfalteten die Verschworenen im Hessenland und namentlich in den Kreisen Hofgeismar, Wolfhagen und Homberg eine ungemeine Thätigkeit, und obwohl Tausende in das Geheimnis der Vaterlandsrettung eingeweiht waren, so verrieth doch bis zur letzten Stunde kein Wort, keine Andeutung der geheimen französischen Polizei die furchtbar drohende Gefahr.

Der Mann aber, welcher die Fäden der auf den Umsturz des neuen Thrones gerichteten Verschwörung in seinen Händen hielt, war der Freiherr Wilhelm Kaspar Ferdinand von Dörnberg. Er stammte aus einem der ältesten und edelsten Rittergeschlechter des Hessenlandes und war am 14. April 1768 zu Hausen bei Oberaula, dem Schlosse seiner Ahnen, geboren. Schon frühe betrat er die militärische Laufbahn, zog mit nach Lothringen und in die Champagne und nahm an der Erstürmung Frankfurts im

Winter 1792 sehr thätigen und ruhmvollen Antheil. Doch nach mehreren Jahren verließ er den hessischen Kriegsdienst und trat unter die preußische Fahne. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena war er unter der Zahl derjenigen, die Lübeck wider die Franzosen vertheidigten, allein nach verzweifelter, heldenmüthiger Gegenwehr in die Hände des Feindes fielen. Zwar erlangte er seine Freiheit wieder und ward auf den Vorschlag Blüchers zum Major befördert; aber ein königliches Gebot, das allen in auswärtigen Diensten stehenden Westfalen bei Verlust ihrer Güter die Rückkehr in die Heimat befahl, rief auch ihn in sein Vaterland zurück. Wärmer schlug sein Herz, als er den heimischen Boden wieder betrat, und fester wurde in ihm der Entschluß, in der Stille seinem Befreiungsplan in allen Schichten des Volkes Freunde zu gewinnen und den deutschen Geist unter der Fremdherrschaft aufrecht zu erhalten. Doch nicht lange blieb es ihm vergönnt, in stiller Abgeschiedenheit auf dem väterlichen Schloß zu Hausen der Sache des Vaterlandes zu dienen, er mußte an dem Hofe des Königs Jerôme erscheinen, der auch alsbald in ihm den tapfern und beherzten Kriegsmann erkannte und ihm die Stelle eines höheren Offiziers in der westfälischen Armee verlieh.

So war Dörnberg mit einem Male ohne sein Zuthun und ganz gegen seine Absicht westfälischer Soldat, und einen schweren Kampf mochte es ihm

kosten, jetzt dem Treue und Gehorsam zu schwören, dessen Krone zu zerbrechen er gekommen war. Aber wollte er nicht Verdacht erregen, wollte er auch fürderhin dem großen Befreiungswerk sich erhalten, so durfte er der aus freier Entschließung ihm dargebotenen Auszeichnung sich nicht entziehen. Vielfach waren die Beweise der königlichen Huld und Gunst, die Dörnberg in seiner gegenwärtigen Stellung erfuhr, und er konnte eines großen Vertrauens seines neuen Kriegsherrn sich rühmen, als dieser ihn auf den wichtigen Posten eines Kommandeurs des Garde-Jägerbataillons in Kassel berief.

Zur Kräftigung der gemeinsamen Sache ward es als förderlich erkannt, wenn für die Vaterlandsfreunde in Ober- und Niederhessen ein Ort gefunden wurde, an welchem sie ungestört ihre Zusammenkünfte und Berathungen halten und ihre Gedanken und Pläne wie die eingelaufenen Nachrichten gegenseitig sich mittheilen konnten. Diese Einigungsstätte bot sich denn auch bald in dem Städtchen Homberg dar, das in gleicher Entfernung von Kassel und Marburg lag und in welchem sich ein adliges Fräuleinstift befand, das für derartige Versammlungen wie gemacht erschien und dessen stille, geweihte Räume den Verdacht fern hielten, daß andere Dinge darin vorgiengen, als gesellige Unterhaltung und nachbarliche, verwandtschaftliche Besuche. Als die Seele dieses patriotischen Kreises erschien die Stiftsdame Marianne vom Stein, die

in einem schwächlichen, unscheinbaren Körper mit liebenswürdiger Bescheidenheit männlichen Muth und glühende Vaterlandsliebe vereinigte und des Vertrauens ihres hochherzigen Bruders, der als preußischer Minister Tag um Tag auf die Befreiung des geknechteten Deutschlands sann, in hohem Grade genoß. Eingeweiht in die Freiheitsbestrebungen und alle großen Fragen der damaligen Zeit war sie der Magnet, der die Vaterlandsfreunde mit starker Gewalt zu sich hinzog und jeden zu den gröſten Opfern bereit und willig machte. Dem hessischen Volke seine rechtmäßige Obrigkeit wiederzugeben, das war der eine Gedanke, der alle Versammelten beseelte, und mit festem, freudigem Muth erklärten Männer wie Frauen, Gut und Blut, Leib und Leben an das Gelingen des heiligen Werkes zu setzen. Und mit Zuversicht legte man die Leitung des kühnen Unternehmens in die Hand des edlen von Dörnberg, der alle Eigenschaften in sich vereinigte, der Führer auf einer gefahrvollen Bahn, der Vorkämpfer für eine heilige Sache zu sein.

Er war von schönem, stattlichem Äußern und wußte mit viel Gewandtheit und feinem Anstand sich zu bewegen. Aus seinem Auge leuchtete Festigkeit und Entschlossenheit und sein scharfer Verstand wie seine sichere Beurtheilungsgabe gaben ihm ein Übergewicht über die meisten seiner Gesinnungsgenossen. Seine Rede war verständig und überzeugend und sein Muth und seine Tapferkeit bewährt und erprobt. Dazu war

er geachtet und geliebt von den Soldaten wie von den Offizieren und erfreute sich des entgegenkommenden Zutrauens bei den übrigen Führern der Volkspartei. Was ihn aber am meisten zierte, das war sein deutscher Sinn und seine willige, uneigennützige Hingabe an das Wohl des Vaterlandes. Und durfte man nicht bei einem solchen Führer in seiner dienstlichen Stellung und in seiner Verbindung mit den hervorragendsten Männern inner- und außerhalb Deutschlands den günstigsten Erfolg hoffen? Doch was sind der Menschen Gedanken gegen den Willen dessen, der die Geschicke der Völker lenkt nach seinem Rath.

Es war am 22. April des Jahres 1809, da suchte ein westfälischer Offizier auf der von Kassel her führenden Straße in scharfem Ritt die Stadt Homberg zu gewinnen. Im neuen Frühlingsschmucke lachte rings die Landschaft ihm entgegen, aber er achtete ihrer Schönheit und ihres regen, fröhlichen Lebens nicht; mild und freundlich schien die Sonne zur Erde nieder, aber die dunklen Wolken auf seiner Stirne vermochten sie nicht hinwegzuleuchten. Er schien nur den einen Gedanken zu haben, so rasch als möglich das Ziel seines Rittes zu erreichen. Pfeilschnell trug das Roß den Reiter auf der staubbedeckten Straße dahin, und es war, als ob das edle Thier die Ungeduld seines Herrn mitempfinde. Schon hatte der Reiter die Hauptstadt und die Gemarkung der umliegenden Dörfer hinter sich, als er auf einmal stutzte und aufhorchte.

Laute, mahnende Klänge ertönten auf den Höhen und in den Thälern. Es waren die Sturmglocken, welche das hessische Volk an der Eder und Schwalm zum Kampfe wider die Franzosen riefen.

Fester drückte er seinem Pferde die Sporen in die Seite und mit neuer Kraft durchflog es die Ebene. Endlich hielten Roß und Reiter mit Staub und Schweiß bedeckt an den Thoren der Stadt. Wie der Donner des brausenden, gährenden Meeres rauschte es durch die Straßen hin, in denen eine lärmende Menge auf und niederwogte. Schon in der Nacht und während des Morgens waren die Massen des Volksheeres aus den angrenzenden Städten und Dörfern herbeigeeilt und hatten die sonst stille und einsame Stadt mit lautem Tosen erfüllt. Es war eine bunte zahlreiche Versammlung, die mit Spannung ihres Führers und seines Befehles zum Aufbruch harrte. Da sah man alte, ausgediente hessische Krieger mit narbigen, wetterharten Gesichtern und junge Männer und Bursche aus dem Schwalmgrunde, lauter kräftige und markige Gestalten. Mit ihnen mischten sich noch im Dienste stehende westfälische Soldaten, die, des fremden Joches müde, das Land vom Feinde säubern wollten, und mit wohlgefälligem Blicke ruhte das Auge wieder auf einer geordneten Schar von Schützen, die aus Förstern, Forstlaufern und Jägerburschen sich gesammelt hatte, alle mit Handhabung der Schießwaffen wohl vertraut und sicher im Treffen des Zieles. Da-

bei fehlte es nicht an Greisen, Frauen und Kindern, die sich drängten, um Abschied von den Ihrigen zu nehmen und Zeuge aller der Vorgänge zu sein, die ein solcher Auszug gegen den Feind im Gefolge hat.

Durch das Warten vom Morgen bis zum Abend war die Geduld des Volksheeres auf eine schwere Probe gestellt worden, und bei vielen vermochte nur der reichlich gespendete Wein den sinkenden Muth und die nachlassende Begeisterung wieder zu heben. Auf einmal sprengte gegen 5 Uhr Abends der ersehnte Führer auf spanischem Roß durch das Thor mitten unter die auf dem Marktplatz versammelte Menge. Ein freudiger, tausendfacher Beifallsgruß schallte dem geliebten, wackeren Kriegsmanne entgegen. Es war der Oberst von Dörnberg, der an diesem Tage Kassel verlassen hatte und in anstrengendem Ritt herbeigeeilt war, um sich an die Spitze des Freiheitsheeres zu stellen. Nachdem er mit eindringlichen Worten zur Ruhe und Ordnung ermahnt hatte, begab er sich in das Stift zu den mit großer Ungeduld ihn erwartenden Freunden. Aber ließ schon der ernste und sorgenvolle Ausdruck in seinem Gesicht nichts Gutes verkünden, so brachten seine in Hast gegebenen Mittheilungen nur die gröste Niedergeschlagenheit und Entmuthigung hervor. Denn hiernach hatte der Hof zu Kassel Nachricht von der Bewegung gegen die Hauptstadt, war sein Name dem König als verdächtig bezeichnet und er genöthigt worden, sein Heil in schneller Flucht zu suchen. Trotz-

dem daß man nur wenig Hoffnung auf einen siegreichen Ausgang hatte, so blieb man doch bei dem Entschluß, noch in der Nacht vorzugehen und dem Schwert und der guten Sache zu vertrauen. Denn wenn es auch dem Oberst nicht gelungen sei, sein Bataillon zu sich herüberzuziehen, so gab man doch den Gedanken nicht auf, daß die Kinder des eigenen Landes nicht gegen Väter und Brüder streiten, sondern im entscheidenden Augenblick sich um das Banner des Volkes scharen würden; auch dürfe man viel von dem persönlichen Muthe der Ausrückenden erwarten und müßte daran festhalten, daß die Freunde in Kassel es sich würden angelegen sein lassen, die Bande der Zucht unter den Truppen zu lockern und in der Stadt selbst der Sache der Freiheit manches Herz und manchen Arm zu gewinnen. Unter solchen Hoffnungen und Gedanken schieden die Versammelten mit herzlichem Händedruck von einander.

Gegen 6 Uhr bewegte sich ein Zug, ernst und gemessen, dem Marktplatz zu. Voran schritt der Geistliche des Ortes, ihm folgte der Volksgeneral mit seinen Freunden und einem Theil seiner Offiziere und hinter ihm dicht geschart viel Volk aus Land und Stadt. Die Reihen des Volksheeres öffneten sich und ließen die Nahenden durch. Schnell ordnete man sich zu einem Kreise um den würdigen Geistlichen, der sich anschickte, noch ein Wort der Mahnung und der Weihe an die ausrückenden Streiter zu richten. Lautlose

Stille waltete rings in der ganzen Versammlung, es fühlte jedes Herz den Ernst und die Bedeutung dieser Stunde.

„Ihr Männer und Jünglinge aus dem Hessenland," sprach er laut und vernehmlich, „ihr ziehet jetzt aus, um euer Leben zu wagen für eine heilige Sache, für die Rettung und Befreiung des Vaterlandes. Ihr wollt die Fesseln zerbrechen, in die eine eiserne Hand euch schlug, ihr wollt die Schmach von dem Lande nehmen, die schon Jahre lang entehrend auf ihm gelastet hat. Aber merket auf! Euer Schwert reicht weiter, euer Arm schafft Größeres! Denn nicht allein unser Land wird frei, auch das ganze Reich, das sie Westfalen nennen, ja das gesamte deutsche Vaterland wird zu neuer Freiheit auferstehen! Unser rechtmäßiger Herr zog in die Verbannung, um sein Volk vor den Greueln der Verwüstung zu bewahren. Und was kann er nun in dem fremden, von dem feindlichen Netz umspannten Lande thun? Nur Verwahrung einlegen gegen die rohe Gewalt, nur sich berufen auf sein gutes, heiliges Recht. Deshalb erhebt ihr euch, die eigenen Söhne des Landes, stellt ihr eure Leiber den Schwertern des Feindes entgegen, nehmt ihr selbst jegliche Verantwortung auf euch! Liebe zu dem Fürsten des Landes treibt euch in den Kampf, damit seine Hauptstadt wieder frei werde von dem Feinde, damit der Fremdling herabsteige von dem angemaßten Throne, damit der

Kurfürst, unser Herr, wieder einziehe in das Erbe seiner Väter, in das Haus seiner erlauchten Ahnen."

Bei diesen Worten aber, die so warm und eindringlich des vertriebenen Fürsten gedachten, rührte sich's in der ganzen Versammlung, tausend Arme streckten sich wie zum Schwure empor, tausend Stimmen riefen wie aus einem Munde: „Ja, wir wollen leben und sterben für Fürst und Vaterland."

In sichtlicher Erregung fuhr der Geistliche fort: „Ihr wollt eurem Lande wieder zu seiner ordentlichen Obrigkeit verhelfen, ihr wollt die alte, heilige Ordnung wieder zurückführen, auf daß ein jeder frei und unangetastet lebe nach der Sitte der Väter, in dem Glauben unserer Kirche. Schart euch deshalb um das Banner des Volkes, weicht nicht von ihm, erringt den Sieg und müßtet ihr ihn mit eurem Herzblut erkaufen. Der barmherzige Gott aber gebe euch Gnade und Frieden!"

Er schwieg und hervor trat eine Jungfrau von schlankem Wuchse und edler Gestalt. In ihrer Rechten hielt sie eine neue, mit den Farben des Landes geschmückte Fahne, in die sie das Losungswort: Sieg oder Tod im Kampfe für das Vaterland! mit eigener Hand gestickt hatte. Sie überreichte sie dem Oberst von Dörnberg, der sie entblößten Hauptes aus ihren Händen entgegennahm. Hoch reckte er das Banner empor und mit blitzendem Auge und kräftiger Stimme rief er, daß es laut in dem Kreise wiederhallte: Ja

Sieg oder Tod im Kampfe für das Vaterland! Und wie Donner des Sturmes brauste es in heiliger Begeisterung durch die Reihen der Männer: Ja Sieg oder Tod im Kampfe für das Vaterland! Indem fielen die Strahlen der zu Rüste gehenden Sonne auf die wehende Fahne und höher und herrlicher glänzten ihre Farben in dem goldenen Lichte. Es war ein erhebender, feierlicher Augenblick, der alle Herzen mit heiliger Andacht erfüllte, und wer sie sah all diese Gesichter voll Muth und diese Augen voll Rührung, der mußte empfinden und bekennen: es ist doch etwas Großes um ein Volk, das seine Ehre kennt und seinem Gott und seinem Fürsten Treue hält!

Gegen acht Uhr setzte sich das Volksheer in Bewegung. Es war eine milde, sommerliche Nacht und auf ihren leisen Schwingen trug sie die tausend Abschiedsgrüße und stillen Gebete für das glückliche Gelingen des Unternehmens den Ausziehenden zu. Ein Mann mit einer Laterne gieng dem Zuge voran, damit ihr Licht wenigstens den entfernteren Colonnen, da die meisten in bekannter Gegend marschierten, die Richtung des Weges bezeichne. Ernst und schweigend schritten die Männer dahin und nur der Anschluß frischer Streiter oder der Schall der in den benachbarten Dörfern ertönenden Sturmglocken unterbrach die nächtliche Stille. Bei der Knallhütte, einer Anhöhe ungefähr anderthalb Stunden von Kassel, machte der Landsturm halt. Im Osten röthete sich der Him-

mel und das purpurne Licht, das mit goldenem Glanz die Wolken umsäumte, verkündigte den jungen Tag. Unten im Thale aber wogten dichte Nebelmassen auf und nieder und verbargen dem Auge das Heranrücken der feindlichen Truppen.

Auf einmal erschien der Divisionsgeneral Reubel mit seiner Mannschaft auf der Landstraße und der anderen Seite der von den Aufständischen besetzt gehaltenen Höhe und stieß auf die Vorhut des Volksheeres. „Im Namen des Königs, Leute, was ist euer Begehr?" rief auf Befehl des Generals ein königlicher Offizier den bewaffneten Haufen an. Aber kein Mann rührte sich, kein Mund öffnete sich zur Antwort. „Feuer!" kommandierte darauf der General, und tödtlich getroffen stürzten mehrere Bauern und der Mann, der die noch brennende Laterne trug, zu Boden. Einen solchen Empfang hatten die Aufständischen nicht erwartet, viele hatte man absichtlich oder im guten Glauben in der Meinung erhalten, daß der Kurfürst wieder in Kassel sei, daß der König als Gefangner im Kastell verwahrt und die Hauptstadt bei dem Nahen der Volksscharen alsbald ihre Thore öffnen werde. Schon begann der Vortrab zu weichen und die königlichen Truppen konnten ungehindert auf den Höhen eine solche Stellung einnehmen, daß die Geschütze ihre Wirkung nicht verfehlten. Wie ein breiter Strom wälzte sich jetzt das Volksheer den Königlichen entgegen, und machte auch der Kanonendon-

ner, der furchtbar von den Bergen hallte, die vordern Colonnen stutzig, so hielt doch der Oberst von Dörnberg, dem die Verwirrung nicht entgieng, den ersten Schrecken nieder, indem er rief: Haltet Stand, Kameraden, es sind nur blinde Schüsse, die da fallen! Die Soldaten schießen nicht auf ihre Brüder. Vorwärts und nehmt die Kanonen! Mit frischem Muthe setzte sich das Volksheer wieder in Marsch, aber dem mörderischen Geschütz, das jetzt einen Hagel von Kartätschen den Anstürmenden entgegenschleuderte, vermochten die Freiheitskämpfer nicht zu widerstehen und als auch das von Melsungen herbeigerufene Kürassierregiment im brausenden Galop daherstürmte und die Aufständischen in die Flanke nahm, da löseten die Reihen des Landsturmes sich auf und wendeten sich zur schnellen Flucht. Vergebens winkte der Oberst von Dörnberg seinen Jägern zu, daß sie zu ihm übertreten möchten. Die Banden des militärischen Gehorsams waren stärker, als die Liebe und die Zuneigung zu dem frühern Führer; vergebens warf er sich den Zurückweichenden entgegen, um sie, mit dem Degen in der Faust, zu Sieg oder Tod für das Vaterland zu treiben; es dachte keiner an Widerstand mehr, der Kampf war entschieden, es suchte jeder, wer konnte, sich zu retten, und er selbst ward, obwohl widerstrebend und mit Ingrimm im Herzen, von dem fliehenden Haufen mit fortgerissen. In Homberg empfieng er von der Äbtissin des Stiftes eine Summe von

hundert Thalern Gold zur Fortsetzung seiner Flucht und in Schwarzenborn hielt der Wirt des Städtchens — Richard war sein Name — die dem Geächteten auf dem Fuße folgenden französischen Häscher auf und führte sie über die Knüllberge einen Weg, auf dem sie den Flüchtling nicht erreichen konnten, so daß es dem Verfolgten gelang, unerkannt über Fulda in das Böhmerland zu entweichen.

So endigte ein Unternehmen, das mit so vieler Zuversicht begonnen war. Noch vier Jahre lang seufzte das biedere Volk der Hessen unter dem Druck des fremden Drängers, bis Gott selbst das Schwert über ihn schwang und in den Flammen von Moskau und in den Eisfeldern des weiten russischen Reiches ihm zurief: bis hierher und nicht weiter, man hat dich gewogen, aber du bist zu leicht befunden!

Verrath hatte die Erhebung des hessischen Volkes vereitelt. Dadurch daß man aus Übereilung und Unbesonnenheit schon am frühen Morgen des verhängnisvollen 22. April Sturm läutete und das Landvolk zu den Waffen rief, hatte man bereits zur Mittagsstunde in der Hauptstadt Kunde von dem ausgebrochenen Aufstand. Am Hofe gerieth alles in die gröste Bestürzung, Berathungen wurden gehalten, Befehle gegeben, Boten hierhin und dorthin entsandt, und doch wußte man noch nicht, von welcher Seite eigentlich das Unwetter im Anzuge sei. Zu der Zahl der Verschworenen gehörte auch der Lieutenant vom Garde-

Jägerbataillon Franz von Gayl, der ein Neffe des königlichen Kammerherrn von Jagow war. In seiner Aufgeregtheit und Angst, daß die so lange in der Stille vorbereitete Schilderhebung nun doch zu keinem glücklichen Ausgang führen würde, entdeckte er das ganze Geheimnis, daß nämlich sein Kommandeur schon seit geraumer Zeit an der Spitze einer Verschwörung im Lande stehe, daß Kassel überrumpelt, der König gefangen genommen und das Regiment des Kurfürsten wieder eingesetzt werden sollte. Jetzt erst wurden der geheimen Polizei die Augen geöffnet, und sie suchte nun durch Entfaltung einer umfassenden Thätigkeit nachzuholen, was sie bis daher versäumt hatte.

Doch der König, das muß man ihm nachsagen, bewies inmitten der allgemeinen Verwirrung Muth und Unerschrockenheit; mit festem, bestimmtem Wort erklärte er, daß er Kassel nicht verlassen und mit jedem, der treu zu ihm hielte und ehrlich es mit ihm meinte, auch die gröste Gefahr sonder Zagen theilen würde, und dankte zugleich den Bewohnern der Hauptstadt für ihre ruhige Haltung und ihre durch nichts zu erschütternde Anhänglichkeit. Insbesondere aber wendete er sich zu den um ihn versammelten Gardeoffizieren mit bewegter, aber kräftiger, eindringlicher Stimme: „Dem ich so viel vertraut und dem ich so manchen Beweis meiner Huld gegeben habe, hat mich schändlich verrathen. Dazu ist man bemüht, auch auf die Treue einiger unter Ihnen Verdacht und

Schatten zu werfen. Allein es will mir nicht in den Sinn zu denken, daß Soldaten, die ihrem Könige den Eid der Treue geleistet, die ihm geschworen haben, seine Person zu schirmen und ihm hold und zu eigen zu sein, zugleich als Wortbrüchige und Meineidige erfunden werden. Ich will niemanden an mich binden, der nicht aus eigenster, freiester Entschließung zu mir steht. Sollte sich daher einer von Ihnen durch seinen Fahneneid beengt fühlen und Reue darüber empfinden, so sage ich ihm, daß er noch heute gehen kann, selbst wenn er in das Lager meiner Feinde eilt. Ich verpfände mein königliches Wort, daß ihn niemand daran hindern, daß er unbeirrt und ungestört von dannen ziehen soll, denn es ist immer besser, mit offenen Feinden zu kämpfen, als den Argwohn im Herzen zu tragen, von Verräthern umgeben zu sein.„

Aber keiner gieng, und von neuem schwuren ihm die Offiziere den Eid der Treue. Eine halbe Stunde nur hatte hingereicht, einen Kampf zu beendigen, für den man Monate, ja Jahre lang sich vorbereitet hatte und dessen unglücklicher Ausgang nun Tausende in die Irre jagte. Freilich war das Volksheer den königlichen Truppen an Zahl überlegen, aber bei diesen war die bessere Bewaffnung und die größere Kriegsgeschicklichkeit und Kampfesfertigkeit. Dort waren es nur bunte, durcheinandergewürfelte Haufen, welche die Willenskraft der Führer und die augenblickliche Begeisterung zusammenhielt, denen es an allem Geschick

und dem nöthigen Schießbedarf fehlte, die mit Hacken, Heugabeln und Sensen bewaffnet ausgezogen waren und meinten mit dem Rufe: wir sind da! wäre der Sieg errungen, würde der von dem französischen Machthaber erbaute Thron zusammenbrechen. Dabei darf man jedoch nicht vergessen, daß die Hauptstadt dem Unternehmen unthätig und theilnahmlos zuschaute; ihre Bevölkerung war noch nicht aufgewacht zu Kampf und Kriegsarbeit, sie sonnte sich noch behaglich in den warmen Strahlen des glänzenden, goldspendenden westfälischen Hofes.

Frohe und große Hoffnungen waren mit dem Mislingen des Unternehmens zu Grabe gegangen. Nach allen Richtungen zerstreuten sich die Vorkämpfer für die Freiheit des hessischen Volkes und auf den edlen von Dörnberg fahndete man wie auf einen Verbrecher, um den Preis zu gewinnen, den der Napoleonide auf seinen Kopf gesetzt hatte.

Schon seit Jahren ruht der Held im stillen Schoß der Erde, aber seine That lebt noch in dem Herzen aller Hessen, und einer unserer besten Deutschen hat, durchglüht von heiliger Vaterlandsliebe, ihm ein Denkmal gesetzt, das nicht vergehen noch veralten wird, so lange deutscher Sang und deutsches Lied die heimischen Gaue durchzieht.

Es war ein Freiherr, fromm und gut
vom Kattenland und Kattenblut —
o tapferes Land der Hessen! —

Der haßte tief den wälschen Tand,
der konnte Ehr' und Vaterland
und Freiheit nicht vergessen.

Es hatt' auf den Landgrafenthron
den Bruder sein Napoleon
im Kaiserstolz gesetzet;
der Bruder hieß Hieronymus,
ein Weichling, der im Diebsgenuß
der Wollust sich ergötzet.

Das deucht dem edlen Dörnberg schlimm
er rüstet sich im Heldengrimm,
den Buben will er schlagen;
die Wälschen will der Ritter werth
mit Spieß und Stange, Kolb' und Schwert
weit über'n Rhein verjagen.

Schon hat er klug sein Netz gespannt,
schon hält er's Schwert mit tapferer Hand,
schon warten seine Treuen;
sie brennen all von deutschem Muth,
sie dürsten all Franzosenblut
mit Durst der edlen Leuen.

Das deuchte einem Schelm nicht recht,
ein Deutscher, doch von Sinn ein Knecht,
Ein Ritter, schlecht geboren;
der sagt's dem König alles aus;
er rüstet sich und schirmt sein Haus
mit Wehr an Thürm' und Thoren.

Da muß der edle Dörnberg fliehn
Verräther spähen hinter ihm,
sie wollen ihn erlauschen;

er auf der Flucht muß ab und an
mit manchem fremden Reitersmann
wohl Kleid und Kappe tauschen.

Bis er den wackern Braunschweig find't,
der Welfen echt gebornes Kind,
den treuen deutschen Degen;
da muß noch mancher wälsche Hund
sich blutig auf den grünen Grund
durch seinen Säbel legen.

Sie hauen sich wie Männer durch,
dann segeln sie zur Freiheitsburg,
Altengeland mit Namen;
da ruhen sie vom herben Strauß
die müden, wunden Glieder aus,
Gott sprach zur Kühnheit Amen.

Nun Deutsche, hört die neue Mär'!
der Dörnberg ziehet wieder her,
er führet tapfre Reiter,
er schwinget ein geschliff'nes Schwert,
er reitet ein geschwindes Pferd,
und Gott ist sein Geleiter!

Fünftes Kapitel.

Haft und Flucht.

Das Kastell in Kassel, das schon damals als Staatsgefängnis diente, sah nach dem Tag bei der Knallhüte Gefangene aller Art in seinen Räumen. Offiziere und Rentmeister, Pfarrherrn und Schulmeister, Rechtsgelehrte und Forstleute füllten die zahlrei-

chen Zellen des großen, steinernen Hauses. Auch die Stiftsdamen von Homberg und das Fräulein, welches die Fahne für die Aufständischen bereitet hatte, wurden neben vielem Landvolk gefangen zu den Thoren von Kassel eingebracht und zu keiner Zeit beherbergte wohl die Residenzstadt eine so große Zahl von Gästen, die ihrer Freiheit beraubt waren, als in den letzten Apriltagen des Jahres 1809. Der Kommandant des Kastells, ein freundlicher, wohlwollender Mann, gestattete den ihm Überantworteten soviel Freiheit und Bequemlichkeit, als sich nur irgend mit der Ordnung des Hauses vertrug. Sie konnten stundenlang in den weiten Räumen mit einander im trauten Gespräch sich ergehen, und was war es für manche eine Freude und ein Trost, mit ihren Angehörigen, die freien Zutritt zu ihnen hatten, ungezwungen zu verkehren. Auch wurden sie mit Speise und Trank zur Genüge versorgt und selbst die Tagesneuigkeiten und die Nachrichten von den Siegen des großen Kaisers fanden den Weg bis zu ihrem Kerker. Doch fehlte es auch nicht an Schmerzen und Thränen und martervollen Stunden, die ihnen die Ungewißheit bereitete, ob Tod oder langjährige Haft, ob Verbannung oder Verlust des Vermögens ihrer wartete. Und was hatten die Männer und Frauen, die man wie Missethäter gebunden und geknebelt ins Gefängnis führte, verbrochen, was waren die Beweise ihrer Schuld? Nichts anderes, als daß sie ein fremdes, drückendes Joch von sich

werfen und des Landes rechtmäßige Obrigkeit wieder zurückführen wollten.

Eines Tages aber ergriff ein furchtbarer, jäher Schreck die Herzen der Gefangenen, denn durch alle Zellen lief die Nachricht: dem Lieutenant von Hasserodt ist das Leben abgesprochen, morgen mit dem frühesten wird er auf dem Forst erschossen!

Der Verurtheilte war noch ein Mann in seinen besten Jahren und in seinem Haß gegen die Franzosen that es ihm keiner zuvor. Schon im Jahre 1806 hatte er bei dem an der Werra versuchten Aufstand eine thätige Rolle gespielt und seinem Unmuth wider die Fremdherrschaft unumwunden Luft gemacht, und darum erschien auch seine Schuld jetzt doppelt schwer und er als ein zu fürchtender, gefährlicher Gegner. Was seine Sache aber um vieles verschlimmert hatte, war sein muthiges, trotziges Auftreten vor Gericht, indem er sich frei und offen für den Kurfürsten bekannte und den König und sein Regiment schonungslos verdammte. Mit ungebrochener Kraft trat er den Weg zum Richtplatz an und unverbundenen Auges stellte er seine Brust der Tod bringenden Waffe entgegen. Und wie er so dastand fest und unerschrocken und gehoben und verklärt durch das Bewußtsein, zu sterben für eine Sache, die weder Schwert noch Strang, weder Pulver noch Blei zu dämpfen vermag, da zitterte wohl die Hand auch des muthigsten unten den königlichen Schergen und manche Thräne der Rührung und des herzlichsten

Mitleids drang in das Auge des umstehenden Volkes. Feuer! erscholl es jetzt aus seinem Munde, und tödtlich getroffen brach er zusammen. Er war der erste unter den Unglücklichen, dessen Blut die grüne Rasendecke auf dem Forst vor Kassel färbte, aber sein letztes Wort war ein Wort der Treue. Mit dem Rufe: es lebe der Kurfürst, mein rechtmäßiger Herr! hauchte er seine Seele aus.

Eine Eiche bezeichnet auf dem weiten Wiesenplan die Stelle, wo der muthige Vaterlandsfreund im Tode hinsank und wo nach ihm noch mancher Gleichgesinnte seinen letzten Athemzug that. Aber wunderbar! der Baum treibt keine markigen Zweige, keine zum Himmel strebende Krone, verkümmert und freudlos fristet er sein Dasein, es ist als ob das Blut, das dem Herzen da heiß entströmte, das Erdreich versengt und versehrt hätte. Und darum soll aber auch jetzt ein anderes Denkmal aus Erz und Stein an die Stelle des Baumes treten und die Stätte zeigen, wo jene hessischen Männer in den Tagen der Schmach, die über unser Volk gekommen war, ihre Treue gegen den angestammten Fürsten und ihre Liebe zu dem Vaterland mit dem Tode besiegelten. Der 50. Jahrestag der großen Schlacht bei Leipzig rief auch die That der muthigen Freiheitskämpfer wieder wach, und als am 18. October des Jahres 1863 ein langer, unabsehbarer Festzug nach dem Forst bei Kassel sich bewegte, da galt dieser Zug nicht blos dem Gedächtnis des herrlichen, von unsern

Vätern erfochtenen Sieges auf dem Plane von Leipzig, er galt auch dem Andenken der hessischen Blutzeugen und ihrem Opfertode für Haus und Herd, für Freiheit und Recht. Die Dankbarkeit des Vaterlandes hat das Denkmal gedacht und beschlossen; der Grundstein ist gelegt, möge nun auch die Liebe und Opferwilligkeit seiner Söhne den Bau selbst herrlich hinausführen, und möge der Aufruf einer Anzahl patriotisch gesinnter Männer in der Hauptstadt des Landes, daß jeder sein Scherflein zur Ausführung des Unternehmens darreiche, lauten Widerhall finden nicht blos im lieben Hessenlande, sondern auch allenthalben im großen deutschen Vaterland.

Unter den Gefangenen des Kastells befanden sich aber drei königliche Offiziere, die eben wohl nichts anderes zu erwarten hatten, als den Tod von Schergenhand. Denn auch sie hatten sich mit allem Feuer der Jugend, die vor keiner Gefahr zurückschreckt, einer Bewegung angeschlossen, die jetzt als aufrührerisch und verbrecherisch verurtheilt ward. Doch den Tod auf dem Richtplatz zu sterben, und dazu noch so jung und das Herz so voll Hoffnung auf Ehre und ruhmeswerthe Thaten für Volk und Vaterland, das war für sie ein furchtbarer, vernichtender Gedanke. Hatte früher das gemeinsame Werk sie zusammengeführt und zu Freunden gemacht, so verband jetzt die Kerkerhaft und das über ihrem Haupte schwebende Todesurtheil sie noch inniger und fester mit einander.

„Wir müssen uns retten!“ sagte eines Abends ernst und entschlossen der Gardeoffizier Berner zu seinem Unglücksgefährten, den Lieutnants von Giesewald und Schmalhaus. Wir dürfen nicht sterben, denn das Vaterland braucht noch unsern Arm und unser Schwert, wenn für es der große Tag der Auferstehung kommt.“

„Ja, wir müssen uns retten! Das habe ich auch schon gedacht,“ erwiderte Schmalhaus mit freudiger Zustimmung, „aber bis jetzt habe ich noch keine Möglichkeit gesehen, wie wir entkommen sollten. In den Gängen, auf dem Hof und an dem Thore, überall versperren uns die aufgestellten Wachen den Weg. Und übersteigen wir auf der einen Seite, die zunächst an die Brücke stößt, glücklich die Brustwehr, so empfängt uns unten ein tiefer Graben, in welchem das Wasser uns bis an den Hals reicht, und eine jähe, abschüssige Wand uns entgegenstarrt, an der keine Hand und kein Fuß zu haften vermag. Es bleibt uns also nichts übrig, als von hier aus, wo wir gefangen sitzen, die Flucht zu wagen. Aber da wehren uns wieder die dicken Eisenstäbe, mit denen unsere Zellen verwahrt sind, den Ausgang, denn auch die Kraft des stärksten Mannes reicht nicht hin, um sie zu zerbrechen oder aus ihren Fugen zu heben. Und in der Tiefe rauscht die Fulda und wir vertauschten unser warmes Lager nur mit der kühlen Flut des Flusses. So ist denn kein Ausweg und der Tod uns gewiß.“ Er schwieg und

starr und düster blickte er vor sich hin und ein schwerer Seufzer hob seine Brust.

„Nur nicht gleich verzweifelt, Freund! tröstete Berner. Freilich können wir nur von der Seite nach der Fulda hin die Flucht versuchen, aber noch ist nicht alles verloren, noch ist Hoffnung vorhanden! Für die Eisenstäbe, die unsere Zellen verschließen, habe ich schon gesorgt. Dies unscheinbare Ding hier," und dabei zog er eine kleine, mit scharfen Zähnen versehene Feile hervor, „wird sie schon zum Weichen bringen. Und haben wir unsern Käfig durchbrochen, dann lassen wir uns an diesem Stricke hinab," und seine Hand ließ ein dickes, hanfenes Seil lustig hin- und herfliegen.

„Aber ich sag's noch einmal," unterbrach ihn Schmalhaus mit Hast, „unten fließt die Fulda, wie können wir da Fuß fassen, sie ist in der Nähe des Kastells gerade tief und gefährlich!"

Auch dafür weiß ich Rath!" fuhr Berner ruhig weiter fort. Giesewald da ist ein tüchtiger Schwimmer, er schafft uns einen von den Kähnen, deren sich die Färber oberhalb der Brücke beim Auswaschen ihrer Zeuche bedienen, wir springen hinein, rudern ans jenseitige Ufer und — sind frei!"

Ein Strahl der Freude flog bei diesen Worten über das Gesicht des Lieutnants Schmalhaus, war doch auch dieses Bedenken gehoben und die Rettung aus dem verhaßten Hause um vieles näher gerückt.

„Aber Freunde," hub hierauf Giesewald an, „bei

einem Fluchtversuch, soll er gelingen, muß alles überlegt, muß an alles gedacht werden. Eins habt ihr noch vergessen, und dies eine kann uns unsern ganzen Plan verderben. Ich theile mit dem Lieutenant von Gayl eine Zelle. Schon einmal hat seine geschwätzige Zunge unser Geheimnis verrathen und trägt die Schuld, daß wir hier sind und uns jetzt die Köpfe zerbrechen, wie wir aus dem verwünschten Nest wieder fortkommen. Er darf nicht Zeuge von unserer Flucht sein, und noch weiß ich nicht, wie wir sie vor ihm verbergen können!"

„Nun, so weiß ich's!" rief Berner mit lachendem Gesicht, „den machen wir trunken. Und wenn der Wein ihm die Augen zudrückt und seine Sinne gefangen hält, dann gehen wir an unser Werk und die Sterne des Himmels mögen uns zu unserer nächtlichen Arbeit leuchten!"

„Ja, so sei's!" jubelten die Drei, „und je eher je lieber fort von diesem Ort des Schreckens und des Todes!" Unter kräftigem Händedruck schieden die Freunde von einander und voll froher Hoffnung im Herzen suchte jeder sein Lager auf. Lange noch beschäftigte die verabredete Flucht all ihr Sinnen und Denken, erst nach Mitternacht nahm der Schlaf sie in seine Arme und führte ihnen Frieden und Erquickung zu.

Die Sonne schien schon hell und freundlich, als die Gefangenen erwachten, und da der Tag ohne Stö-

rung für sie vorübergieng und alle Zurüstungen zur Flucht getroffen waren, so beschlossen sie noch in der Nacht ihr Vorhaben auszuführen. Es war ein warmer Juniabend und die Verbündeten saßen rauchend und plaudernd in der Zelle, die Giesewald bewohnte, und sprachen den vollen Weinflaschen, deren nicht wenige herbeigeschafft waren, tapfer zu. Der Lieutenant von Gayl hatte nicht die geringste Ahnung von dem, was in etlichen Stunden sich ereignen sollte, und da die um die Tagesbegebenheiten sich bewegende muntere und lebhafte Unterredung mit keiner Silbe seines früheren knabenhaften Gebahrens gedachte, so kam allmählich eine ungetrübte Heiterkeit über ihn. Mit immer vollerem Behagen schlürfte er ein Glas nach dem andern hinunter und ließ zur unverkennbaren Freude der übrigen seiner Fröhlichkeit freien und ungehinderten Lauf. Er trank auf ihre baldige Erlösung aus der schmählichen Kerkerhaft, auf Freiheit und Vaterland, und mit der Versicherung treuer Kameradschaft und mit dem Wunsche für ihr ferneres Wohlergehen wechselten Thränen der Reue und des Schmerzes über seine als Mitwisser des Geheimnisses bewiesene Zaghaftigkeit und Voreiligkeit. Doch nicht gar lange trieb er so sein Wesen, da erlag seine Kraft dem Feuer des Weines. Wie Blei zog es durch seine Adern, seine Augen fielen ihm zu, seine Arme sanken schlaff an dem Leibe herab und seine schwere Zunge lallte nur noch abgebrochene, unverständliche Worte.

„Jetzt ist es Zeit!“ flüsterte Berner und erhob sich von seinem Sitze. Und mit starker Hand ergriffen die Freunde den lang ausgestreckt liegenden Kameraden, legten ihn auf das Bett und überließen den völlig Bewußtlosen der betäubenden Wirkung des im Übermaß genossenen Getränkes.

In wenigen Minuten schlug die Mitternachtsstunde und sollte noch vor Sonnenaufgang der Hafen der Freiheit erreicht werden, so mußte man ungesäumt ans Werk gehen. Tiefe Stille herrschte in dem großen Hause und nur die Tritte der auf- und niederschreitenden Wache hallten dumpf durch die weiten Räume. Leise und von keinem Auge gesehen schlichen sich die Freunde von ihrem Zechgelag hinab zu der Zelle Berners, in welcher auch der Lieutenant von Eschwege gefangen saß. Derselbe wußte von dem Plane seiner Kameraden, wollte aber keinen Theil haben an dem gewagten Unternehmen, weil seine Strafe durch besondere Huld des Königs bereits gemildert worden war. Schon eine halbe Stunde arbeitete die Feile an dem widerstrebenden Eisen, aber noch war es zur Hälfte nicht durchschnitten. Angst und Ungeduld kam über die Harrenden, denn wenn der Tag sie überraschte, war jede Aussicht auf Rettung verloren. Das kleine Instrument flog darum aus einer Hand in die andere und der vereinten Kraft gelang es endlich, die Zerstörung da, wo der Stab unten in das Mauerwerk eingefügt war, zu vollenden.

„Wenn wir aber noch ebenso viel Zeit brauchen, seufzte Schmalhaus und wischte sich den Schweiß von der Stirne, „um das Eisen auch oben zu durchfeilen, so kommen wir heute nicht heraus.“ „Er hat Recht,“ bestätigten die andern. „Aber was nun anfangen? Es ist keine Minute mehr zu verlieren!“

„Drückt den Stab in die Höhe!“ rieth Eschwege, „dann kommt ihr sicherer zum Ziel.“

Das leuchtete ein. Unter einem kräftigen Ruck bog sich das Eisen nach oben und bald hatte man eine Öffnung geschaffen, die groß genug war, um einen Menschen hindurchzulassen. Rasch schwang sich Giesewald auf die Fensterbrüstung, zwängte seinen Körper hinaus und glitt an dem festgeknüpften Strick in das Wasser hinab. Mit kräftigem Arme theilte er die Flut, und indem er sich immer in der Nähe der Mauer hielt, gelang es ihm glücklich und unbemerkt den Brückenbogen zu erreichen. Er schwamm weiter und in weniger Entfernung schon stellte sich seinem scharfen Auge das rettende Fahrzeug dar. Denn drei bis vier an Pfählen befestigte Kähne schaukelten sich dicht am Ufer auf den Wellen des Flusses. Wer war froher als der nächtliche Schwimmer. Er wählte nicht lange, ergriff mit fester Hand das ihm zunächst sich entgegenstreckende Boot und schwang sich schnell und gewandt hinein. Aber wie er auch spähte und bald im Schiff, bald am Ufer hin und her tastete, ein Ruder oder eine Fährstange war nirgends zu entdecken. Doch die Zeit

drängte, eine verlorene Minute konnte die gröste Gefahr bringen. Darum löste er, ohne sich lange zu bedenken, den Kahn von dem Pfahl, barg die Kette in dem innern Raum und brauchte seine Hände statt des Ruders.

Mit welcher Spannung aber sahen die im Kastell seiner Rückkunft entgegen. Es war kaum eine Viertelstunde, daß er das Haus verlassen hatte, und schon dünkte sie diese kurze Zeit eine halbe Ewigkeit. Ein Uhr schlug es auf den Thürmen der Stadt; laut und deutlich drangen die einzelnen Schläge durch die Stille der Nacht zu ihnen herüber, und es war ihnen, als ob der Hammer, der die Glocken ertönen ließ, jedesmal auf ihre in fieberhafter Ungeduld klopfende Brust niederfiel und sie noch mehr zusammenpreßte. Aber siehe, jetzt schwamm ein dunkler Gegenstand auf dem dem Wasser! „Wenn das Giesewald wäre," flüsterte Berner, der kein Auge von der Brücke und dem Fluß verwandte. Die Gestalt kam näher und näher und trieb immer hart an der Mauer daher, bis sie unter dem Fenster hielt, an dem die Harrenden standen.

„Ja, er ist's!" rief Eschwege, der sich zum Fenster hinausbog und an dem verabredeten Zeichen den kühnen Schwimmer erkannte. „Nun fort Kameraden, und Gott sei euer Geleiter!"

Kurz, aber innig war der Abschied von dem treuen Kameraden. Behend glitten die beiden Flüchtlinge an dem Stricke hinab und kamen wohlbehalten im Schiffe

an. Aber es war ein gefahrvolles Unternehmen, so ohne Ruder und Stange das jenseitige Ufer zu erreichen. Rasch trieb die Strömung den schwankenden Kahn dem quer durch den Fluß laufenden Mühlenwehr zu. Zwar regten sie hurtig die Hände, um das Ruder zu ersetzen und das Boot in der rechten Bahn zu erhalten, aber die Schnelle des Stromes war stärker als die Kraft der mit aller Anstrengung arbeitenden Männer. Die Rettung, die sie sich so nahe gedacht hatten, war ihnen jetzt wieder in weite Ferne gerückt, statt Leben und Freiheit zu gewinnen, sollten sie nun einen schmählichen Tod in den Wellen finden. Denn in wenigen Sekunden mußte der Kahn an dem Gemäuer des Wehrs zerschellen oder jenseits mit ihnen umschlagen und sie in der Tiefe begraben. Die Gefahr forderte einen schnellen Entschluß. Beherzt sprangen die Flüchtlinge aus dem für sie jetzt werthlosen Fahrzeug auf das Wehr; der seiner Bürde entledigte Kahn schoß pfeilschnell in den Strudel hinab und tanzte, sich wieder emporrichtend, auf den schaumigen Wogen dem Räderwerk der Mühle zu.

Nun standen die Drei, verlassen von aller menschlichen Hilfe, umgeben von tosendem Wasserschwall und vor Angst und innerer Erregung sich schüttelnd in dunkler Nacht mitten in der Fulda.

„Vorwärts, Freunde!“ rief Giesewald mit fast gebieterischem Ton, „hier verderben wir und jede Minute, in Unthätigkeit verbracht, lähmt unsere Kraft.“

Berner konnte nur ein wenig, Schmalhaus aber gar nicht schwimmen. „Ich stütze Schmalhaus,“ fuhr Giesewald fort, „mit meinem Arm; du Berner — bist groß und stark — steigst in das Wasser hinab, und vermagst du unserer Spur nicht zu folgen, so leitest du dich an dem Wehre weiter.“ Sprach's und warf sich mit dem Freund in den Fluß, und Schmalhaus, der sich in dem Schutze eines unverzagten, des Schwimmens kundigen Kameraden wußte, kämpfte wacker gegen das trügerische Element und achtete nicht der mehr als einmal über ihn zusammenschlagenden Flut. Naß und triefend gewannnen beide glücklich das Ufer. Aber wo blieb Berner? Keine Spur, kein Lebenszeichen von ihm. Man rief leise seinen Namen, dann lauter und immer lauter, aber nur der stürzende Wasserschwall rauschte tosend durch die Nacht.

Schon wollte Giesewald wieder zurück in das Wasser, das eigene Leben an die Rettung des Freundes zu wagen, da tauchte eine dunkle Gestalt vor ihm auf. Es war Berner; allein er hatte keinen Odem, keine Sprache mehr. Als er das Land betrat, brach er bewußtlos zusammen. Anfangs hatte er es versucht, sich noch ein gut Stück auf dem Wehre fortzuarbeiten, allein die Strömung des Wassers und die schlüpfrigen Steine gaben seinem Fuße keinen Halt, er glitt aus und versank in die Tiefe; doch tauchte er wieder empor, schlug seine Hände in die Fugen des Gemäuers und leitete sich mit übermensch-

Anstrengung fort, bis er festen Boden unter seinen Füßen spürte.

Man redete dem Unglücksgefährten zu, sich zu ermannen und wieder aufzuraffen, man rüttelte und schüttelte ihn, aber es schien alles Leben von ihm gewichen zu sein, er blieb steif und starr wie ein Todter liegen. Nun entstand neue Noth, neue Verlegenheit. Sollte man den Kameraden allein und hilflos zurücklassen? Oder war es möglich, den schweren Körper mit fortzuschleppen, bis man geborgen und in Sicherheit war? Denn es mußte noch mancher Schritt gethan werden, ehe man der in der Stadt drohenden Gefahr entgangen und das Freie erreicht war. Wie leicht konnte ein Späherauge in den engen Gassen, hinter Pfeilern und Ecken den nächtlichen Wanderern verderblich werden! Die eigne Rettung gebot unverzügliche Eile und schnellste Flucht. „Wir müssen die Gunst des Augenblicks benutzen," sprach Schmalhaus, „sonst schließt sich hinter uns wieder die Kerkerthür, und dann vielleicht auf immer. Und wer weiß denn, ob unser Freund noch dieser Erde angehört. Wir lassen ihn in der Hut dessen zurück, dem wir im Leben wie im Tode zu eigen sind."

Bei diesen Worten faßte er den noch immer zögernden Kameraden an dem Arme und zog ihn fast gewaltsam mit sich fort. Dann glitten die beiden Flüchtlinge in dem Schatten der Häuser durch die engen Gassen hin, überschritten geräuschlos und un-

bemerkt die Fuldabrücke, hielten sich rechts von dem Kastell, setzten über Hecken und Gräben, durch Gärten und Wiesen und standen nicht eher still, als bis sie einen ziemlichen Vorsprung gewonnen und das Weichbild der Stadt weit hinter sich gelassen hatten. Da erst gönnten sie sich eine kurze Rast, und nachdem sie unterwegs sich Kleidungsstücke zu verschaffen gewußt hatten, schlugen sie über den Schiefersberg und die Höhen des Weißners die Richtung nach der Werra ein.

Der Lieutenant von Eschwege sah den Flüchtlingen auf ihrer gefahrvollen Bahn mit Theilnahme und Besorgnis nach. Aber Angst und Entsetzen füllten seine Seele, als sein Ohr ein Ächzen und Stöhnen, einen Schrei wie nach Hilfe zu vernehmen glaubte. War der Kahn umgeschlagen oder einer von den Unglücksgefährten in den Fluß gestürzt? Doch sein Auge vermochte nicht durch das Dunkel der Nacht zu dringen, wie leicht konnte er sich auch getäuscht haben, da das Rauschen des Wehres kein deutliches und sicheres Erkennen zuließ. Er wurde erst wieder ruhig, als auf dem Fluß wie drüben am Ufer tiefe Stille eintrat und nichts weiter bemerkbar sich machte, als das Gemurmel und Geplauder des Wassers. So gut er's vermochte, brachte er die zurückgebogenen Eisenstäbe wieder in die alte Fuge, übergab den Strick, das verrätherische Zeichen der Flucht, den Wellen des Flusses und schloß, indem er die Freunde dem Schutze des allmächtigen Gottes befahl, das Fenster der Zelle.

Lange floh der Schlaf sein Lager, erst gegen Morgen verscheuchte ein sanfter Schlummer alle quälenden Zweifel und Sorgen.

Als Berner aus seiner todtenähnlichen Erstarrung erwachte, sah er sich mitten in der Nacht allein, ohne Hilfe und Trost, in einer beklagenswerthen, mit jedem Augenblick bedenklicher werdenden Lage. Der kühle Luftzug und die durchnäßten Kleider hatten ihn daran gemahnt, daß er noch lebe. Zwar raffte er sich auf, aber gar bald mußte er sich gestehen, daß er zu einer mit Anstrengung verbundenen Flucht außer Stande sei und seine gebrochene Kraft der Erholung und Pflege bedürfe. Wo er aber jetzt ein schnelles Unterkommen und eine sichere Ruhestätte finden sollte, das freilich wußte er nicht. Wie ein Träumender schritt er dahin und nahm unwillkürlich denselben Weg, welchen auch die beiden andern eingeschlagen hatten.

In der Stadt war noch alles friedlich und still und niemand in dem Kastell hatte eine Ahnung davon, daß einer der Gefangenen zu solcher Stunde in dem Dunkel seiner Mauern sich berge. Das eintönige Geklapper der Unterneustädter Mühle weckte den Flüchtling aus seinem Sinnen.

„Wag' es und klopf' dort an," sprach er bei sich selbst, „vielleicht wird dir aufgethan; denn wo das Rad seinen Rundgang macht, da sind auch noch Menschen wach."

Er trat in die Mühle ein und seine Hoffnung

hatte ihn nicht getäuscht. Nachdem er sich dem Müller ohne allen Rückhalt entdeckt hatte, nahm ihn dieser freundlich auf und sagte ihm für die Zeit, die er zu seiner Kräftigung bedürfe, Obdach und Herberge zu. Vor allen Dingen aber reichte er dem Erschöpften Speise und Trank und gab ihm andere, trockene, mit Staub und Mehl bedeckte Kleider, denn die königliche Uniform mußte am ersten den Weg zur Entdeckung zeigen. Und die Verwandlung war auch so vollständig, daß jedermann in dem neu angekommenen Hausgenossen einen der Mühlknechte oder Mahlburschen des Müllers erblickte. Mehrere Tage blieb Berner unter dem gastlichen Dache der Mühle, und als seine frühere Kraft wieder zurückgekehrt war, nahm er Abschied von seinem biedern Wirt und langte unangefochten bei dem Korps des Herzogs von Braunschweig an, in welchem er auch seine Schicksalsgenossen Schmalhaus und Giesewald wieder fand.

Was machte aber am andern Morgen die Wache für Augen, als sie in dem Kastell von Zelle zu Zelle gieng, um zu sehen, ob noch alles in Ordnung sei. Drei der Gefangenen, die nach ausdrücklichem Befehl streng gehütet werden sollten, waren über Nacht verschwunden. Der Lieutenant von Gayl lag noch in festem Schlaf und erst nach langem Rütteln dehnte und reckte er sich und blickte gähnend und verdrießlich die Störer seiner Ruhe an. Er sollte Rede und Antwort stehen über das Entweichen der Gefangenen, allein er konnte — und das

war auch die volle Wahrheit — keinen andern Aufschluß geben, als daß er am gestrigen Abend bei einem Glase Wein mit seinen Kameraden noch fröhlich zusammen gewesen sei und mit keiner Silbe um ihr Verschwinden wisse. Auch von dem Lieutenant von Eschwege, der bestürzt und noch schlaftrunken der Wache entgegentrat, erfuhr man den wahren Zusammenhang nicht. Doch die Garde du Corps-Mütze des Lieutenants Berner, die ihm in der Nacht entfallen war und jetzt drüben am Ufer in dem Lichte der Morgensonne schimmerte, sowie der durchbrochene Eisenstab gaben das beredteste Zeugnis, daß die Gefangenen im Einverständnis mit einander und mit allem Vorbedacht gehandelt hatten, um aus ihrer Haft zu entkommen. Wie es aber möglich gewesen sei, so unbemerkt und ohne alles Geräusch in dunkler Nacht über den breiten Fluß zu setzen, das *freilich* konnte man nicht begreifen.

Die so glücklich ausgeführte Flucht der drei königlichen Offiziere bildete Tage lang die Unterhaltung der übrigen Gefangenen. Ach, wie manch einer sehnte sich hinaus in die duftende, würzige Sommerluft, zurück in den Kreis seiner Lieben und zu seiner gewohnten Thätigkeit. Viele verließen gerne die düstern, freudlosen Räume, aber nicht um heimzukehren zu Weib und Kind und Haus und Hof, sondern um fern von der Heimat in Mainz oder Metz oder auch im Innern von Frankreich in noch härtere Fesseln

geschlagen zu werden oder völlig mit dem Leben abzuschließen auf der Richtstätte unter Schergenhand. Aber das Haus wurde darum nicht leerer, immer trafen wieder neue Opfer ein, ja schon Entlassene wurden zum zweiten Male wieder eingekerkert.

Gegen Ende des Monats Juni hielt noch spät am Abend ein leichter Bauernwagen vor dem Thore des Kastells. Strohbündel dienten vorn und hinten zwei Gensdarmen zum Sitze, die zwischen sich mit geladenen Gewehren einen Mann bewachten, der den Hut tief in das Gesicht gedrückt starr und theilnahmlos vor sich nieder sah. Das Thor that sich auf und bewegte sich knarrend auf eisernen Walzen nach innen; der Wagen rollte durch den weiten Bogengang auf den Hof, und als die beiden Thorflügel wieder zurück in das Schloß fielen, da zuckte der Gefangene schaudernd zusammen und die laue Abendluft, die erfrischend und labend über das Wasser strich, dünkte ihm wie kalter Todeshauch.

Einer der entlegensten und dunkelsten Räume wurde ihm zu seinem Aufenthalte angewiesen, und die in der Nähe eigens aufgestellte Schildwache ließ erkennen, daß man auf die Haft des Gefangenen ein besonderes Gewicht lege. Das Zimmer enthielt nichts, was nur irgend eine Bequemlichkeit gewähren oder eine harte Gefangenschaft mildern konnte. Kein Bett, kein Tisch, kein Stuhl stand für die müden Glieder des Eingekerkerten bereit, eine hölzerne Pritsche war

sein Lager, ein roher Schemel sein Sitz und ein steinerner Krug sein Trinkgefäß. Die nackten, kahlen Wände starrten dem Auge traurig entgegen, und das nahe unter der Decke angebrachte Fenster ließ nur spärlich das Licht des Tages ein.

„So, das ist für Euch zurecht gemacht, Herr Schulmeister!“ wendete sich der Schließer zu dem Eintretenden, legte dabei ein hartes Stück Brot auf den Schemel und füllte den großen Wasserkrug. „Macht's Euch bequem,“ fügte er wie mit Hohn hinzu, „und laßt das Grillenfangen, denn was kommen soll, das kommt doch, davon könnt Ihr auch keinen Faden breit ändern!“

Er sprach's und wandte sich nach der Thüre, ohne auf eine Antwort zu warten. Das trübe Licht huschte zitternd über die dunklen Wände, der Schlüssel drehte sich im Schloß und der Gefangene war allein. Erschöpft warf er sich auf die harte Lagerstätte und suchte im Schlaf auf einige Stunden Vergessenheit für all das Herbe und Kränkende zu finden, das ihm in den letzten Tagen begegnet war. Allein es war ein nutzloses Beginnen, nur wirre und erschreckende Bilder zogen an seiner Seele vorüber und brachten ihn in eine immer größere Aufregung und Ungeduld. Er erhob sich wieder von seinem Lager, müder und abgespannter, als er sich niedergelegt hatte und schritt, ohne zu fürchten bei der Dunkelheit auf ein Hindernis zu stoßen, in der Zelle auf und ab.

„So bin ich denn hier,“ sprach der Gefangene zu sich selbst, in welchem wir unsern Bekannten, den Schulmeister Andreas Gutmann erkennen, „in diesem gefürchteten Hause, getrennt von Weib und Kind und verachtet und bewacht als ein Übelthäter. Und wie wird mein Loos sich fürder gestalten! Werde ich bald hinziehen dürfen, um den Schmerz der Mutter zu stillen und die Thränen des Kindes zu trocknen? Oder wird die grüne Wiesenfläche des Forstes auch mein Blut trinken? Ach, es ist hart, auf solche Weise aus diesem Leben zu scheiden. Die daheim können sich's gar nicht denken, das weiß und fühle ich, so auf einmal allein und losgerissen von mir zu sein. Sie leben in mir und ich in ihnen. O du treues Weib, o du einzig geliebter Sohn! Thränen erstickten seine Stimme und ein heftiges Schluchzen schüttelte den starken Mann. „Doch ich will still sein,“ faßte er sich nach einiger Zeit wieder, „will dulden und hoffen und festhalten an Wahrheit und Recht. Denn diese hütet ja Gott selbst mit heiliger Hand und läßt sie leuchten und walten bis ans Ende der Tage!“ Ruhe und Frieden kam mit diesen Worten wieder über ihn und fest stand es in seinem Herzen, alles, auch das Härteste, mit Gott zu tragen.

Tage vergiengen, ehe der Gefangene vor seine Richter gestellt wurde. Mochte er auch den Schließer, der zur bestimmten Stunde die spärliche Kost ihm vorsetzte, mit Fragen drängen, wann seine Sache zur

Verhandlung komme, jedesmal erhielt er die mürrische, abweisende Antwort: das kann ich nicht sagen, geht mich auch nichts an; die Herren vom Gericht werden schon wissen, wann es Zeit ist. Furchtbar litt er in seiner einsamen, quälenden Haft, und hätte er seine Freiheit mit Gold oder Silber erkaufen können, mit Freuden hätte er alles hingegeben, was er hatte und wäre davon gegangen wie der ärmste Bettler. Endlich schlug die Stunde, die ihn vor die Schranken des Gerichtes rief.

In dem Verhörzimmer saßen vor einem mit grünem Tuch behangenen Tische drei hohe, von dem Könige als Richter verordnete Offiziere, und neben ihnen wartete mit gespitzter Feder der Sekretär der geheimen Polizei, die Aussagen des Gefangenen zu Papier zu bringen.

„Ihr seid der Schulmeister Andreas Gutmann aus K. acht und dreißig Jahre alt und verheirathet?“ redete einer der Offiziere den Eingetretenen an.

Ein vernehmliches Ja war die Antwort des Gefragten.

„Schon einmal gegen das Ende des Jahres 1806, fuhr der Offizier fort, „habt Ihr Euch an der Bewegung des hessischen Volkes gegen Seine Majestät den Kaiser der Franzosen und die von ihm eingesetzten Behörden betheiligt, habt in eurem Dorfe die Glocken zum Sturm geläutet und die Bauern zum Aufruhr gereizt. Damals zwar hat man aus besonderer Gnade von

einer Strafe gegen Euch abgesehen, und Euch nicht weiter vor Gericht gestellt, aber erst vor kurzem wieder habt Ihr zwei schwere, aus dem Kastell entflohene Verbrecher bei Euch aufgenommen und ihre weitere Flucht begünstigt und befördert. Und darum ist jetzt euere Schuld doppelt groß!"

„Ich habe damals," entgegnete der Schulmeister mit Fassung, obwohl er innerlich erbebte, daß man sein früheres Verhalten in der gegenwärtigen Untersuchung nicht unberührt ließ, „auf Befehl des Generals der Hessen die Kirche geöffnet — und den Worten der zwei Soldaten, die mit mir den Glockenstrang zogen, Glauben geschenkt, daß der Kurfürst, unser Herr, den Aufstand in der Werragegend billige, zumal ich wußte, daß er auf sein Recht als Landesherr nicht verzichtet hatte und die Regierung von den hessischen Behörden in seinem Namen fortgeführt wissen wollte. Und was die beiden Flüchtlinge betrifft, die vor einigen Wochen in meinem Hause Aufnahme fanden, so habe ich in ihnen keine Verbrecher vermuthet, sondern nur Unglückliche gesehen, denen ich ihre Bitte um ein Nachtquartier nicht abschlagen konnte."

„Aber wußtet Ihr denn nicht, daß der Fürst von Hessen aufgehört hatte zu regieren und war es Euch unbekannt geblieben, daß man drei königliche Offiziere, die hier aus ihrer Haft entwichen waren, als Hochverräther verfolgte? Und schöpftet Ihr wirklich keinen

Verdacht gegen diejenigen, welche Euch gegen Mitternacht noch um Obdach angiengen?"

„Freilich war damals die Absetzung des Kurfürsten im Lande verkündigt worden, aber ich konnte einen solchen Machtspruch mit meinem Gewissen nicht vereinigen, immer hielt ich mich noch an meinen, dem Kurfürsten geleisteten und von ihm nicht aufgehobenen Unterthaneneid gebunden, und da die zwei Flüchtlinge ohne die Abzeichen königlicher Offiziere bei mir eintraten, so habe ich sie auch für das genommen, was sie waren, für müde, hungrige und obdachlose Wanderer. Und verlassen jetzt nicht viele ihr Vaterland, ohne daß man fragt, ob sie als Verbrecher dasselbe meiden?"

Der Verhörrichter sah hierauf in ein Papier, das er in der Hand hielt, und fragte dann weiter: „Doch als Ihr nachher erfuhrt, wer eure Gäste gewesen waren, warum machtet Ihr davon nicht alsbald die schuldige Anzeige?"

„Ich glaubte," antwortete der Gefangene, „daß meine Mittheilung nach Verlauf von mehreren Tagen einer hohen Polizei nicht mehr von Werth sein könnte."

„Der Worte genug!" schloß der Fragende das Verhör. „Ihr seid geständig, Sturm geläutet und zwei königliche, des Treubruchs und Hochverraths angeklagte Offiziere in euerem Hause beherbergt und ihre Flucht unterstützt und verschwiegen zu haben. Die ganze Strenge des Gesetzes wird sich gegen Euch wenden und das Urtheil einen Tag vor seiner Vollstreckung

Euch verkündigt werden. Bis dahin habt Ihr, wenn anders Ihr es noch nicht gethan habt, Zeit euer thörichtes Verhalten als Lehrer der Jugend, der doch zu Gesetzlichkeit und Gehorsam hätte mahnen sollen, zu beklagen und zu bereuen."

Der Gefangene wurde wieder zu seiner einsamen, düsteren Zelle zurückgeführt, um da den Spruch des Gerichts zu erwarten, der hart genug ihn treffen sollte. Denn nach einigen Tagen brachte der öffentliche Anzeiger dem Lande die Kunde, daß nach kriegsgerichtlichem Urtheil der Schulmeister Andreas Gutmann zu K. wegen Theilnahme an Aufruhr und Hochverrath sein Leben verwirkt habe.

Lauter Donner dröhnte durch das Fuldathal und dicht und schwer stürzte der Regen zur Erde nieder. Leer war es auf den sonst so belebten Straßen der Hauptstadt; wen kein dringendes Geschäft aus dem Hause trieb, der blieb daheim und schaute hinter geschlossenen Fenstern dem rauschenden Regen und den leuchtenden Blitzen zu. Schon senkte sich die Nacht von den Bergen herab und breitete ihren dunklen Mantel über Wald und Flur. Da schritten noch zwei Wanderer, bis auf die Haut durchnäßt, durch das Leipziger Thor. Es war eine Frau in mittleren Jahren und ein schlanker, hochgewachsener Knabe. Angst und Unruhe lag auf ihren Gesichtern. Ließ sie die Anstrengung der Reise oder der noch immer mit Heftigkeit daher fahrende Donner so bleich und ver-

stört erscheinen, oder war es innerer Gram, der ihre Seele erfüllte?

Als sie in die Nähe des Kastells kamen, zog die Frau den Knaben an sich heran und sagte: „Sieh, in diesen dunklen Mauern, hinter den mit Eisengittern verschlossenen Fenstern sitzt dein Vater gefangen. Ach, wenn er wüßte, daß wir jetzt hier vorübergiengen und uns aufgemacht hätten, ihm durch unsere Bitte seine Freiheit wieder zu verschaffen."

Hierauf schritten sie schweigend über die Brücke, zum Markt, wendeten sich dann nach dem unteren Theil der Stadt, bogen in eine enge, abgelegene Straße und traten in die Herberge zum goldnen Falken ein. Der Wirt, ein wohlbeleibter, gutmüthiger Mann, kehrte sich mit freundlichen Worten zu seinen Gästen, die in der entferntesten Ecke des Zimmers Platz genommen hatten und nur wenig Lust zu dem aufgetragenen Essen zeigten, und hatte bald heraus, welche schwere Sorge auf ihren Herzen laste.

„Der Schulmeister von K., den sie hier im Kastell in Verwahrsam haben," wandte er sich einige Mal mit dem Kopf nickend zu der Frau und strich sich dabei das Kinn, „das ist also euer Mann, und das junge Bürschchen da ist gewiß euer Sohn?"

„Ja, es ist mein einziges Kind!" versetzte unter Thränen die Gefragte, „er hängt mit aller Liebe an seinem Vater, und darum will er auch selber sehen und hören, wie es ihm geht."

„Das wird leider nicht viel Gutes sein!“ entgegnete der Wirt und schlug die Augen nieder.

„Ach,“ bat die Frau und ihre Stimme bebte, „sagt mir's nur heraus, was es mit meinem Manne ist, und müßte ich auch noch so Schlimmes hören!“

„Nun ja,“ versetzte mit einigem Zögern der Wirt, „einmal müßt Ihr's doch erfahren. Darum wißt, sie haben ihm das Leben abgesprochen!“

Leichenblässe überzog bei diesen Worten das Gesicht der zitternden Frau, ein Schrei des tiefsten Schmerzes entrang sich ihrer Brust und wie vom Fieber geschüttelt sank sie an die Wand zurück.

„Großer Gott,“ rief laut weinend der Knabe, „helft meiner Mutter, sie stirbt!“

Schnell sprang der Wirt der unglücklichen Frau zu Hilfe, und nachdem der erste überwältigende Eindruck vorüber war, kam sie unter seinen Händen wieder zu sich und sagte mit leiser, bewegter Stimme: „Das freilich wußte ich nicht, daß der Tod ihm schon gewiß war. Es dauerte mir gar zu lange, bis ich beruhigende Nachrichten erhielt. Da dachte ich, du willst selbst gehen, vielleicht gelingt es deinen Bitten, seinem Vater“ und dabei deutete sie auf den Knaben, „die Thür des Gefängnisses aufzuthun oder eine schwere Strafe von ihm abzuwenden. Jetzt aber eil' ich sofort zu seinen Richtern, um ihr Herz zu erweichen, daß sie mir den Mann und dem Kinde da den Vater lassen!“

„Die Richter," hielt sie der Wirt zurück, „können nicht mehr helfen. Das wäre vergebliche Mühe!"

„Nun," rief die Frau in höchster Spannung, „ist denn niemand da, der noch Hilfe hat?"

„Nur der König kann ihn retten!" war die Antwort des Wirtes.

„So gehe ich zum König," sagte sie entschlossen, „er wird mir in seiner Gnade das heiße Verlangen meines Herzens gewähren! Komm Bernhard, du hilfst mir bitten!"

„Na gemach nur, gute Frau," winkte der Wirt mit der Hand, „für heute ist's mit eurem Gang zum König vorbei. Morgen Abend gegen 6 Uhr erst ist die Zeit, wo Ihr ihn eine Stunde von Kassel, auf Napoleonshöhe sprechen könnt. Vielleicht gelingt es mir durch gute Bekannte, Euch um diese Zeit eine Audienz, wie sie es nennen, bei Seiner Majestät zu verschaffen. Bis dahin geduldet Euch, eßt und trinkt und erholt Euch von eurer Reise und eurem Schrecken, hoffet und verzweifelt nicht!"

So sprach der Wirt zum goldnen Falken und wandte sich dann freundlich grüßend zu den eben eintretenden Gästen. Die Mutter aber entzog sich mit ihrem Kinde den neugierigen Blicken und suchte müde und kummervoll die Kammer auf, die ihr für die Nacht als Schlafstätte zugerichtet war. That sich vor ihr auch ein gähnender Abgrund auf, der sie mit den Ihrigen zu verschlingen drohte, so stand ihr doch

wieder die Hoffnung auf Rettung schirmend und tröstend zur Seite, daß sie nicht hinabsank und in der Tiefe zerschellte. Das Wort des Wirtes: der König noch kann Hilfe gewähren! hatte ihren Jammer gebrochen und ihren Muth wieder gehoben.

Am andern Tage stand um 5 Uhr Abends die Frau des Schulmeisters Gutmann mit ihrem Sohne in einfacher, reinlicher Kleidung vor dem fürstlichen Schlosse auf Napoleonshöhe. Reich verzierte Karossen trugen die höchstgestellten Personen der Hauptstadt unter dem grünen Laubdach der schattigen Bäume zu dem Sommersitz des Königs. Adjutanten eilten hin und her und goldbetreßte Diener stiegen die steinernen Treppen geschäftig auf und ab. Überall aber begegnete man nur fröhlichen Gesichtern, und an den freudestrahlenden Mienen konnte jedermann leicht erkennen, daß die Augen des Monarchen heute gnädig blickten und seine Nähe nicht zu fürchten war. Und warum sollte Jerôme Napoleon auch nicht lustig und aufgeräumt sein? War doch der Aufstand zu Marburg niedergeschlagen und seine Häupter, der Oberst Emmerich und der Professor Sternberg durch französische Kugeln gefallen! War doch Österreich in der Schlacht von Wagram gedemüthigt und die Macht des Kaisers Napoleon und seiner Vasallen mehr denn je befestigt. Und noch reichte die Kraft des Landes aus, für die rauschenden Feste und üppigen Gelage des königlichen Hofes Millionen zu gewähren.

Der Wirt zum goldnen Falken hatte Wort gehalten und durch seine Verwendung und Fürsprache bei einem der höheren Hofdiener der armen, ohne Freunde und Gönner dastehenden Lehrersfrau den Weg geöffnet, das, was sie in die Residenz getrieben, dem Könige selber vorzutragen. Wie klopfte ihr das Herz, als sie durch einen dienstthuenden Kammerherrn beschieden wurde, alsbald vor dem Beherrscher Westfalens zu erscheinen. Sie hatte kein Auge für die Pracht, die sich jetzt vor ihr im Innern des Schlosses entfaltete, kein Ohr für die zischelnden und beißenden Reden der Hofschranzen, denen ihre Zwickelstrümpfe und spitzen Absatzschuhe ein absonderlich Vergnügen gewährten, sie kannte nur den einen Gedanken: das Leben und die Freiheit ihres Mannes. Ihren Knaben an der Hand, der in dem Augenblick den Vater vergessen hatte und von all der schimmernden Herrlichkeit nicht loskommen konnte, trat sie in das königliche Gemach.

„Jener dort ist der König!" raunte ihr der Kammerherr ins Ohr, und eine unbeschreibliche Bangigkeit legte sich jetzt, wo es galt, um ihr Herz. Doch schnell erlangte sie ihre Fassung wieder, beugte ihre Knie vor dem jugendlichen Monarchen, der nachlässig in einem goldnen Sessel sich wiegte, und flehte mit weicher, wehmüthiger Stimme: „Allergnädigster König! Erbarmen für meinen Mann, den Schulmeister von K., der schon seit Wochen im Kastell

gefangen sitzt. Das Gericht hat ihm das Leben abgesprochen, Ew. Majestät wolle es ihm wiedergeben!"

„Wahrhaftig, das ist gut!" versetzte der König in fremdländischem Accent. „Wenn ich soll Bitten erfüllen und Strafen erlassen, dann nennen sie mich den allergnädigsten König; wenn aber die Unterthanen gehorchen und meinem Befehle sich fügen sollen, dann bin ich ihnen ein unbequemer Mensch. Ma foi, der muß schon arg gesündigt haben, den sie nicht am Leben lassen wollen!"

„Wenn mein Mann gegen Ew. Majestät sich vergangen hat!" sprach sich ein Herz fassend die Bittende weiter, „ach, so hat er durch die lange Haft schon schwer gebüßt!"

„Es ist der Schulmeister Gutmann, Sire," fiel hierauf sich verneigend einer aus der königlichen Umgebung ein, „dessen Todesurtheil heute Ew. Majestät zur Bestätigung vorgelegt ist."

„Ich weiß schon," winkte der König mit der Hand und sein dunkles Auge ruhte fest und scharf auf der Mutter und ihrem Kinde, „er ist ein Aufrührer und hat meineidige Offiziere beherbergt."

„Ach," rief die weinende Frau voll Schmerz, „wird mein Mann gerichtet, wehe dann mir armen, trostlosen Witwe und dem unglücklichen, hilflosen Knaben! Bitte auch du Se. Majestät mein Sohn," und dabei zog sie ihn zu sich zur Erde, „daß sein Herz sich wende zu einem gnädigen Bescheid."

„Nun, nun,“ wendete sich der König zu denen, die ihn umgaben, und der strenge Ausdruck in seinem Gesicht verlor sich allmählich, „die, welche eigentlich die Strafe hätten leiden müssen, haben sich davon gemacht, es mag also der Gefangene seine Freiheit wieder haben. Ich will heute noch lustig sein und darum soll keiner neben mir trauern und weinen. Ja, ich will es thun!“ sprach er hierauf zu dem Knaben, „werde du aber ein guter Unterthan und falle nicht in den Ungehorsam deines Vaters!“

Und damit ergriff er ein neben ihm auf dem Tische ausgebreitetes Papier, welches den Spruch des Gerichts enthielt, setzte mit rothem Federzug die Worte darauf:

„Ich begnadige hiermit den Verurtheilten, er ist frei.

Jerôme Napoleon.“

und überreichte es dem aufwartenden Kammerherrn. Dieser beugte sich zu der noch immer knienden Frau, die den Willen des Königs in ihrem Schmerz und ihrer Verwirrung nicht sogleich verstanden haben mochte, klopfte ihr auf die Schulter und sprach: „Steht auf, Se. Majestät hat eure Bitte gewährt, noch heute geht euer Mann frei von dannen!“

Wie ein Blitz durchzuckte sie dieses Wort, und aus der Fülle ihres Herzens wollte sie dem Monarchen für seine Gnade danken, der aber hatte schon scherzend und lachend mit seinen Begleitern das Gemach ver-

lassen. Sie richtete sich empor, aber es war ihr, als ob der Boden unter ihren Füßen wankte, sie mußte an dem Sohne sich halten, daß sie nicht strauchelte. Der plötzliche Übergang von dem tiefsten Leid zur höchsten Freude hatte sie wie trunken gemacht.

Als sie noch nicht weit aus dem Schlosse war, eilte der Hofkavalier, der sich ihrer bis daher so freundlich angenommen hatte, schnellen Schrittes hinter ihr her. „Steckt dieses Blatt zu Euch, gute Frau!“ sagte er fast außer Athem, „es trägt die eigenhändige Unterschrift des Königs, die den Gatten Euch wieder zurückgibt. So Ihr Euch eilt, könnt Ihr diesen Abend noch mit ihm vereinigt sein!“

„Ach, lieber Herr,“ versetzte mit Thränen in den Augen die Frau des Schulmeisters, „wie soll ich für euere Güte Euch danken! Ich kann's Euch nicht lohnen, was Ihr an mir gethan habt, der aber dort oben wird's Euch vergelten in Zeit und Ewigkeit!“

„Sprecht nicht von Dank,“ entgegnete abwehrend der Kavalier, „was ich that, that ich gern, es ist des Bluts schon genug geflossen, und ich bin von Herzen froh, daß euere Sache in der letzten Stunde noch zum Guten sich gewendet hat.“ Er reichte ihr die Hand und verschwand in einem der vielen Laubgänge des herrlichen Parks.

„Wie ist mir doch das Herz so weit!“ sagte hierauf die Mutter zu dem Sohne. „Den Gang heute hat mir Gott gesegnet. Ihm sei Preis und Ehre. Meine

Seele war betrübt bis in den Tod, als ich mit dir hier herauf schritt, und reich an Trost und Freude gehe ich jetzt von hinnen. O, ich möchte allen Menschen mein Glück verkünden!"

„Ja, der liebe Gott hat es gut gemacht!" entgegnete froh bewegt der Knabe. „Aber kommt, Mutter, laßt uns keinen Augenblick verlieren; wir müssen die ersten sein, die dem Vater seine Freiheit bringen."

Und raschen Schrittes eilten die beiden der in dem goldnen Strahl der Abendsonne erglänzenden Hauptstadt zu.

Noch erklang das Lied der Vögel hell und fröhlich in Baum und Zweig und melodisch tönte dazu das Geläute der heimkehrenden Herden; würziger Blumenduft durchzog die blauen Lüfte und alles athmete Frische und Leben. Aber in düsterer Zelle seufzte ein Herz in schwerem Leid und Weh, in ihm war es kalt und leer. „Also doch kein Erbarmen! Aus dem vollen, kräftigen Mannesalter heraus zum frühen, blutigen Tod! Denn wie kann ich die Mienen und Äußerungen meines wortkargen Wärters anders deuten! Doch es sei! Sterbe ich doch in Treue gegen meinen Fürsten und mein geliebtes Vaterland!" Dann folgte tiefe Stille. Der Gefangene war von seinem Schemel auf die Knie gesunken und hielt das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Er betete. Und die Finsternis wich dem Licht. Gott hatte sein Elend angesehen, sein Seufzen erhört.

Denn auf einmal vernahm er auf dem Gang hallende Tritte, Stimmen wurden laut, die Thür seines Gefängnisses that sich auf und herein trat der Schließer mit zwei für ihn im Zwielicht nicht erkennbaren Gestalten. „Gutmann!“ rief's laut seinen Namen. Erschreckt fuhr der Gefangene auf. Diesen Klang kannte er, es war die Stimme seiner Frau. „Christine, du bist's!“ eilte er ihr entgegen, und weinend lag das treue Weib in seinen Armen. „Aber wo ist Bernhard, unser Kind?“ fragte der Überraschte mit Hast. „Hier bin ich, Vater!“ sprang überglücklich der Knabe auf ihn zu, und zwei Hände legten sich fest und innig um seinen Hals. Doch in die Freuden des Wiedersehens mischten sich alsbald die düstern Todesgedanken. „Meine Seele ist zwar froh, daß ich euch, meine Lieben, nach so langer Trennung wieder habe,“ sagte der Gefangene und neigte sich tief bewegt zu den beiden herab; „aber,“ fügte er mit Trauer hinzu, „ihr seid gekommen, um mich sterben zu sehen!“

„O, nicht doch,“ sagte zu ihm aufschauend die Frau, „ich hoffe, daß du noch viele Jahre mit uns zusammen in Glück und Frieden leben wirst, du bist frei!“

„Frei!“ jubelte der Gefangene, „frei! O, du goldnes Wort. Christine, du sprichst so bestimmt, du täuschst mich doch nicht?“

„Nein, Gutmann, ich täusche dich nicht!“ war die Antwort. „Der König hat mit dem heutigen Tag dir Gnade gewährt!“

„Und wer hat ihn vermocht," forschte gespannt der Gefangene, „daß er solche Huld an mir beweis't?"

„Ich!" erwiderte die Glückliche. Und dann berichtete sie ihm alles getreulich von Anfang bis zu Ende und verschwieg auch den kleinsten Umstand nicht; ja, sie mußte ihm manches zwei, auch dreimal wiederholen, denn es that seinem Herzen so wohl zu hören, was sie für ihn gethan und wie sie seine Freiheit ihm erwirkt.

Mit welcher Lust schloß er jetzt Gattin und Sohn an sein Herz; er hatte die Seinigen wieder, er war frei und durfte mit heiterem Auge dem Leben wieder entgegengehen. Inzwischen war der Mond am Himmel heraufgestiegen und warf durch das Fenster der Zelle sein strahlend Licht auf drei glückliche Menschen.

Wie erstaunt, aber auch erfreut zugleich war der Wirt zum goldnen Falken, als Vater Gutmann mit Frau und Kind in die Stube trat und ihm für seine Theilnahme und den ihm geleisteten Liebesdienst mit herzlichen Worten dankte.

„Das hätte ich nicht gedacht," rief er seinem Gaste die Hand drückend, „daß eure Fesseln so bald sich lösen würden. Aber die da," und dabei zeigte er auf die Frau, „hat Kopf und Herz auf dem rechten Fleck und scheint mir die Sache richtig angegriffen zu haben. Nun kommt auch und sehet, wie jetzt nach Sorge und schmaler Gefangenkost ein guter Imbiß wieder schmeckt!"

Er hatte Recht, denn trefflich mundete allen dreien Speise und Trank. Und ruhig und sanft schliefen sie bis zum hellen Morgen. Es war ein freundlicher Tag, der dem Schulmeister mit seinen Angehörigen den Frieden seines stillen Hauses wieder zurückgab.

Der Wirt sah vergnügt ihnen nach und sagte leise vor sich hin: „Doch mal wieder ein Sonnenblick in so schwerer, trüber Zeit“.

Sechstes Kapitel.

Der freiwillige Jäger.

Die Völkerschlacht bei Leipzig war geschlagen. Deutsche Kraft und deutsche Ehre hatte da den Sieg errungen über wälsche List und fränkische Tapferkeit. Der eherne Thron, den der stolze Korse mitten in deutscher Erde aufgerichtet hatte, lag zertrümmert und zerbrochen auf dem „Ehrenplan“; die Fesseln waren gesprengt, die Völker frei und lauter Siegesjubel hallte von Berg zu Thal, von Hütte zu Palast. Ein Sinn der Zusammengehörigkeit durchzog jetzt wieder alle deutschen Stämme, und was früher in Schmach und Unehre getrennt gewesen war, einte jetzt wieder das eine große Gefühl des Vaterlandes und seiner Freiheit und Ehre. Das Vaterland war es, das deutsche Vaterland, das jetzt alle an sein Herz rief und die zum

Kampf bereiten Streiter zu neuen, herrlichen Thaten trieb.

Der Donner der Völkerschlacht war auch der Todesruf für das Königreich Westfalen. Schon am 26. Oktober verließ Jerôme nach einer sechsjährigen ruhmlosen Regierung seine bisherige Hauptstadt, um nimmer wiederzukehren. Und alle, die dem Napoleoniden zu seinem neuen Königssitze gefolgt waren, eilten jetzt in athemloser Hast zu Wagen und zu Fuß, mit schweren Bündeln auf dem Rücken oder mit einem leichten Wanderstab in der Hand dem fliehenden Herrscher nach. Ein dichtes Gedränge entstand am holländischen Thor in Kassel, durch das die Söhne und Töchter der großen Nation in buntem Gemisch der Heimat wieder zusteuerten, die sie so leichten Herzens und mit vielen, nun getäuschten Hoffnungen verlassen hatten. Man wünschte allen eine baldige, glückliche Heimkunft, keiner hielt die Davoneilenden zurück, es mußte denn ein betrogener Gläubiger sein, der sich in der letzten Stunde noch an seinem leichtfüßigen Schuldner erholen wollte.

Ganz anderer Art aber waren die Gefühle, mit welchen man vier Tage später den Sohn des geliebten Landesherrn, den Kurprinzen Wilhelm, empfieng. Eine unübersehbare, festliche Volksmenge hatte sich zu seiner Begrüßung versammelt; die Wege waren mit Blumen bestreut und die Häuser mit Kränzen und wehenden Fahnen geschmückt. Und als der Erbe des

hessischen Landes, begleitet von der ihm entgegengeeilten Nationalgarde, der Stadt sich nahte, da riefen alle Glocken den feierlichen Willkomm ihm zu und lauter, unendlicher Jubel stieg zu dem Himmel empor. Wie im Triumphe geleitete man den theuern Fürstensohn in die Stadt seiner Väter.

In diesem herzlichen und aufrichtigen Empfang erkannte der Kurprinz die alte und ungeschwächte Liebe des hessischen Volkes zu seinem fürstlichen Hause wieder und erließ daher einen an das ganze Volk gerichteten Aufruf, in welchem er seinen Dank und seine Freude über die ihm bewiesene Treue und Anhänglichkeit aussprach.

„Hessen," so begrüßt er sein Volk, „mit eurem Namen nenne ich euch wieder. Ihr hattet ihn, sowie den Namen der Deutschen verloren, aber nicht die Treue und Anhänglichkeit an euren Fürsten. Dieses bewies die lebhafte Freude, mit der ihr mich empfienget und welche mir den Tag meines Einzugs unvergeßlich macht. Von dem Schlachtfelde, wo auch eure Befreiung von fremder Herrschaft durch die siegreichen Waffen der verbündeten Mächte erkämpft ward, eilte ich zu euch, und finde euch euren braven Vorfahren ähnlich, welche stets den Gefahren des Krieges herzhaft entgegen giengen. In kurzem werdet auch ihr in die Reihen der Streiter für Deutschlands Ehre und Unabhängigkeit eintreten. Meldet euch deswegen bei denen, die ich hierzu beauftragen werde, um zu

diesem großen Zweck bereit zu sein, sobald mein Vater, euer Fürst, der nächstens zu euch zurückkehren wird, euch dazu aufruft, und zeigt euch würdig seiner Liebe, eures Namens und eurer Befreiung, jetzt durch Mäßigung, Ruhe und Ordnung, dann unter den Waffen durch den Muth und die Standhaftigkeit, die euch immer auszeichneten!“

Wie in der Verbannung hatte der Kurfürst zu Prag, um dem Schutz der österreichischen Waffen nahe zu sein, mit einem kleinen Gefolge gelebt, und nun kehrte er nach 7 Jahren schwerer Prüfung wieder in das Erbe seiner Väter zurück. Lauter, froher, aus dem vollsten, tiefsten Herzen kommender Jubel tönte daher auch dem geliebten Herrn von der versammelten Menge entgegen; Thränen der Rührung mischten sich in das Jauchzen der Lust und Freude, und das Zurufen, Bewillkommnen und Kränzewerfen wollte kein Ende nehmen. Man spannte die Pferde von seinem Wagen und zog den von seiner Gemahlin begleiteten, allverehrten Fürsten unter anhaltenden Äußerungen ungeheuchelter Theilnahme und Liebe bis zu seinem Absteigequartier, dem Schloß Bellevue.

Aber noch blieb vieles zu thun, noch mußten schwere Opfer gebracht werden, ehe die Freiheit und Selbständigkeit des deutschen Vaterlandes befestigt war und ungetrübte Freude und wahre Befriedigung in die Herzen der Völker einkehren konnte. Darum richtete auch der Kurfürst bald nach seiner Rückkehr

eine Verkündigung an sein Volk, in welcher er es an den Ernst der Zeit und die noch zu verrichtende Blutarbeit und zu bereitwilligem, einträchtigem Handeln mahnte.

„Zerbrochen sind," so spricht er, „mit Gottes sichtbarer Hilfe durch die siegreichen Waffen der gegen Frankreich verbündeten Mächte die Fesseln, welche seit sieben Jahren auch euch, meine geliebten Unterthanen, drückten. Der Besitz Meiner Mir gewaltsam entrissenen Staaten ist Mir wieder eingeräumt und durch feierliche Verträge gesichert. Daß ihr gern unter Meine Führung zurückgekehrt — dafür bürgt Mir die den biedern Hessen immer eigen gewesene treue Anhänglichkeit an ihr Regentenhaus, die jubelnde Freude, mit der ihr bei Meinem hiesigen Einzug und fast allenthalben Mich empfangen habt. Doch ihr werdet diese eure Gesinnungen weiter thätig zu bewähren aufgefordert. Ein schwerer Kampf steht uns noch bevor, indem es mit der gegenwärtigen Abwerfung des französischen Joches nicht genug, sondern nothwendig ist, der feindlichen Übermacht ein festes Ziel zu setzen und Deutschlands Unabhängigkeit auch für die Zukunft sicher zu stellen. Nach dem Vorgang der braven Preußen und fast aller Deutschen aus den schon befreiten Ländern mit ihnen eure Anstrengungen zur Vollendung dieses heiligen Kampfes zu vereinigen, werdet ihr gewiß keinem andern Volke an Eifer nachstehen!"

„Auf also, ihr, die ihr berufen werdet, in die Reihen der Streiter für diesen großen Zweck einzutreten, sammelt euch deswegen willig zu den Fahnen, um unter der Anführung Meines einzigen, vielgeliebten Sohnes durch standhaften Muth zu zeigen, daß ihr Deutsche, daß ihr Hessen — eurer Vorfahren würdig — seid....."

„Der Allmächtige wird eure patriotischen Anstrengungen segnen, und nach erkämpftem Frieden wird es eures Fürsten — eures immer nur auf euer Glück bedachten Vaters — angelegentlichste Sorge sein, die durch den Krieg geschlagenen Wunden zu heilen, die Opfer zu vergelten, welche ihr dem Vaterlande brachtet."

Der Aufruf fand überall im Lande willige, zustimmende Herzen. Hatten auch die Hessen an dem großen Kampf in Deutschlands Ebene zur Befreiung des Vaterlandes keinen Theil nehmen können, so regte sich's doch jetzt allerorten in Städten und in Dörfern, auf Höhen und in Thälern frisch und fröhlich, um den Feind in dem eigenen Lande aufzusuchen und mit dem Schwerte ihm die Grenze zu setzen, die er nicht wieder überschreiten sollte. Es gieng ein edler Wetteifer durch alle Schichten des Volkes und viele seiner Söhne eilten freiwillig unter die Fahnen des Vaterlandes. Und standen auch die 24,000 Mann, welche Wilhelm I. zur Verstärkung der verbündeten Armeen zu stellen sich verpflichtet hatte, nicht mit einem Schlage marsch-

fertig da, so waren doch die Hessen von den kleineren deutschen Contingenten die ersten, welche auf dem Kampfplatze erschienen. Zwar fehlte es den einen an dem nöthigen Kriegsbedarf und die andern zogen nur mit Mützen auf dem Kopf und in leinenem Kittel und Wams dem Feinde entgegen, aber doch waren alle unverzagten Muthes und achteten nicht die Strapatzen des Marsches, noch Kälte und Regen; fröhlich und wohlgemuth bezogen sie am Abend die ihnen angewiesenen Quartiere. Und war's auch viel junges Blut, das man unter die Waffen gerufen hatte, so kämpften doch die kaum bärtigen Streiter wie Helden und Männer. Galt es doch, lang erlittene Schmach zu rächen, hatten sie doch ihren geliebten, künftigen Landesherrn zum Führer.

Der Sohn des Schulmeisters zu K. war zu einem stattlichen und kräftigen Jüngling herangewachsen. Und wer ihn jetzt sah in der neuen, knappen Jägeruniform, der hatte seine Freude und sein Wohlgefallen an dem schmucken, hübschen Soldaten.

Freilich hatte es schwere Kämpfe gekostet, bis das Mutterherz sich entschloß, daß der Sohn sich einschreiben ließ in die Reihen der freiwilligen Jäger.

„Das Kind kommt mir nicht wieder lebendig zurück," klagte die Betrübte in mancher Stunde unter Thränen, „und ich muß meine alten Tage in Jammer und Herzeleid hinbringen. Ich habe den Knaben unter Mühen und Sorgen groß gezogen und ihn alle-

zeit behütet wie meinen Augapfel, und nun soll ich ihn ohne weiteres in den Tod gehen lassen? Ach, in dem fremden Land bezeichnet mir kein Stein, kein Kreuz die Stätte, wo seine Gebeine liegen! Fürwahr, ihr beiden," und damit meinte sie den Gatten und den Sohn, „habt gar kein Herz für meine Noth, und daß ich es gerade heraussage, auch keine Dankbarkeit für den, der uns einst aus großer Trübsal erlöste."

„Christine," entgegnete dann der Schulmeister mit sanftem, beruhigendem Wort, „glaubst du denn, mir gienge die Trennung von dem Sohne nicht auch ans Leben? Aber wo Tausende im Lande zum Schwerte greifen, um das deutsche Vaterland wieder zu Ehren zu bringen, dürfen wir da unsern Bernhard, der Kraft und Geschick hat, die Büchse zu regieren, *hinter* Schloß und Riegel verbergen? Wahrlich, *du* wärst die letzte, der es recht wäre, wenn die andern siegreich heimkehrten und man nun auf dein Kind mit Fingern wiese, als auf einen Feigling und ein weichherziges Muttersöhnchen! Da sind ganz andere Familien wie wir, die ihre Söhne dem Feinde entgegen schicken, ja unser Landesherr der Kurfürst selbst schont seines einzigen geliebten Sohnes nicht. Freilich hatte der Bruder des Napoleon damals die Macht, mir das Leben zu nehmen; aber wo jetzt das Vaterland ruft, muß unsere Dankbarkeit schweigen, wo es sein Recht, seine Freiheit und Wohlfahrt gilt, muß die Vater-

und Mutterliebe, und geschieht es auch mit blutendem Herzen, stille sein und in Geduld sich geben. Des aber getröste ich mich," und dabei glänzte sein Auge voll Freude und Zuversicht, „unser Kind kehrt wieder zurück, in dem heiligen, rechtmäßigen Kampfe wird Gott der Herr ihn behüten und mit seinem Schild ihn decken!"

„Ja, der Vater hat Recht," wendete sich auch der Sohn zu der Mutter, „ich muß hinaus und kämpfen helfen! Wo hunderte aus der Werragegend freiwillig zum Dienst des Vaterlandes sich stellen, darf ich nicht allein feig und unthätig zurückbleiben! Seid ruhig, Mutter und hindert euer Kind nicht, wenn es der Ehre folgt und sein Leben wagt für Freiheit und Recht. Das fühle ich und lasse es mir nicht ausreden," und er legte seinen Arm um ihren Hals und küßte ihr die Thränen von den Augen, „ich komme wieder zu euch zurück. Und dann drückt ihr mich noch einmal so warm und innig an euer Herz, wenn ich euch sagen kann, auch ich habe ehrlich mitgestritten für Vater und Mutter, für Heimat und Vaterland!"

Nachdem der Auszug des Sohnes eine ausgemachte Sache war, gewährte es der Mutter eine gewisse Ruhe und Befriedigung, nun auch aufs Beste für die Ausstattung des jungen Kriegers zu sorgen und ihn mit Kleidungsstücken und Lebensmitteln für einen beschwerlichen Marsch bei so rauher Jahreszeit reichlich zu versehen. Und als die Stunde des Ab-

schiedes kam, neigte sie ihr Haupt zu ihm und sprach gefaßt, obwohl unter Thränen: „Halte dich recht, mein Sohn, und sei geschickt zu allem guten Werk! Sei menschlich und barmherzig auch gegen den Feind und Besiegten, denn ein unbarmherziges Gericht wird über den ergehen, der nicht barmherzig ist. In allem, was du thust, vergiß deines Gottes nicht und denke: „Auf dich, Herr, nicht auf meinen Rath will ich mein Glücke bauen!“ So gehe denn hin, in Gottes Frieden, und während du draußen kämpfest für dein Vaterland, will ich daheim in meinem Kämmerlein beten, daß der Allmächtige eurer Sache ein gutes Ende beschere und du in Ehren, gesund an Leib und Seele, wieder zu mir zurückkommst.“ So sprach sie und lange noch sah sie dem Forteilenden mit weinendem Auge nach. Der Vater aber gab dem Sohne das Geleit bis zu dem Orte, von wo aus der Abmarsch der freiwilligen Truppen stattfinden sollte.

Die Armee der Verbündeten war an verschiedenen Orten über den Rhein nach Frankreich vorgedrungen. Paris war das Ziel des Marsches und der Preis für den mit Kraft und Begeisterung unternommenen Ehrenkampf. Hier in der Hauptstadt des Feindes sollte der Welt der Frieden wieder zurückgegeben werden, den der nimmersatte Eroberer so schnöd und so lange verletzt und verweigert hatte. Die hessischen Truppen erhielten nun in diesem Kampfe die Bestimmung, vor allen Dingen die Festungen Luxem-

burg und Thionville einzuschließen und zur Übergabe zu zwingen und die links der Mosel sich kundgebende, Gefahr drohende Volksbewegung zu beobachten und niederzuhalten. War ihnen damit auch die Theilnahme an den ruhmreichen Thaten und den glänzenden Erfolgen der großen Armee im Innern Frankreichs versagt, so lösten sie doch die ihnen gewordene, bei der Unzulänglichkeit der Mittel oft höchst schwierig sich gestaltende Aufgabe nicht minder mit Ehre und Ruhm. Weder die rauhe Jahreszeit und die öfteren Ausfälle des Feindes, noch der schwere Felddienst und die drohende Haltung des Volkes vermochten ihren Muth zu schwächen und ihre Siegesfreudigkeit zu trüben. In Kampf und Kugelregen, in Noth und Tod blieben die Hessen allezeit wacker und unverzagt.

In der Nacht vom 22. auf den 23. Februar sollte ein Hauptschlag gegen Luxemburg versucht werden. Der General von Dörnberg, derselbe, der bei der Knallhüte an der Spitze des Volksheeres stand und jetzt, als hannoverscher Offizier beurlaubt, unter dem Kurprinzen die Angelegenheiten des hessischen Armeekorps im Felde leitete, hatte mit einem Ingenieur und einigen Bürgern in der Stadt geheime, für die Festung verderbliche Unterhandlungen angeknüpft. Gelang das Unternehmen, so wurde einer der sehnlichsten Wünsche des alten Marschalls Vorwärts erfüllt und die Kampfesfreudigkeit der Hessen erhöht und gestärkt.

Es war gerade Fastnacht, und Tanz und festliches Gelage ließ die Offiziere und einen Theil der Mannschaft die Mühen und Gefahren des Krieges für diese Nacht vergessen. Die Erde war hart und fest gefroren und vom Himmel sandten die Sterne ihr funkelndes Licht. Still und fröhlich schritten die hessischen Krieger dahin, und der Sohn des Schulmeisters, der heute seine erste Waffenthat verrichten sollte, war vor allem getrost und guter Dinge. Sein Nebenmann, ein echter Sohn des Werrathales, stämmig und stark gebaut, bieder und ehrlich, theilte seine Zuversicht und innere Heiterkeit.

„Es gilt in dieser Nacht vielleicht einen ernsten Kampf, Bernhard," flüsterte leise der Kriegskamerad, „aber die erste Kugel wird ja nicht gleich treffen und uns ins ewige Leben schicken. Ich rechne, die verwünschten Franzosen haben uns zu lange gedrangsalt, als daß wir ihnen nicht mit derber Münze heimzahlen sollten."

„Es mag kommen, wie es will, Christoph," entgegnete warm der Gefährte, „laß uns allewege fest zusammenhalten und ohne Wandel zu einander stehen in Freud und Leid, denn treue Kameradschaft hilft zum Siege und versüßt den Tod!"

„Da hast du meine Hand darauf," und dabei drückte Christoph herzhaft die dargebotene Rechte des Freundes, „so soll es sein! Wie ein Bruder mit dem Bruder, so will ich's mit dir halten und nie-

mals von dir weichen. Sieg unserer Fahne, Tod den Franzosen!“

Noch vor Mitternacht war die Festung erreicht, deren ausgedehnte Werke wie dunkle Bergmassen zum Himmel ragten. In aller Stille ward das äußere Thor erstiegen, das dann durch die für das Unternehmen gewonnene verrätherische Hand bald von innen geöffnet wurde. Und schon hatte man die Leitern angelegt, um auch die an das Zugbrückenthor sich anlehnende Mauer zu erklimmen und die daneben sich befindende Offizierswache zu überfallen und niederzustoßen, als auf einmal im Rücken der Angreifer ein Schuß fiel, dem alsbald zehn andere von den auf hohen Felsen hinlaufenden Außenwerken antworteten. Dadurch aber kam nicht blos die dem Verderben bestimmte Thorwache, sondern auch noch eine starke Truppenabtheilung, welche in der überfallenen Vorstadt ihre Quartiere hatte, sofort in Bewegung. Jetzt war an ein Gelingen des Wagnisses nicht mehr zu denken, denn wie konnten noch einige Thorwachen und die ausgestellten Wachtposten niedergemetzelt und mehrere tausend Fuß von einander entfernte Mauern unbemerkt und ohne Kampf erstiegen werden? Deshalb ertönte das Horn zum Rückzug; aber es war nicht so leicht, wieder in guter Ordnung aus der Festung herauszukommen, denn während die an der Spitze befindlichen Truppen schon auf freiem Felde weiter zogen, drängten die hinteren Glieder, welche in der so plötzlich entstandenen

Verwirrung das Zeichen zum Rückmarsch nicht vernommen hatten, immer noch vorwärts. Zum Glück blieb der Besatzung verborgen, was für ein Besuch ihr in dieser Nacht zugedacht gewesen war, dazu waren, wie erzählt wird, die Feuersteine von den Gewehren der Wache abgeschraubt und die Offiziere hielt meist die nächtliche Festlichkeit fern. Wie hätten sonst die auf einen engen Raum zusammengedrängten und auf den hartgefrornen, glatten Wegen nur mit Mühe sich fortbewegenden Reihen der hessischen Soldaten durch die feindlichen Kugeln gelichtet werden sollen! Schon verließ die letzte Schar der Ausgerückten die Festung, schon hörte man draußen den Kommandoruf zum Ordnen der Glieder, als noch einer stöhnend und ächzend am Boden lag, dessen warmes Blut die kalte Erde benetzte. Mehr noch als die durch eine Flintenkugel ihm gerissene Wunde schmerzten ihn die Beulen und Quetschungen, welche die Fußtritte der über ihn Wegschreitenden an seinem Leibe zurückließen.

„Um Gotteswillen ermanne dich und richte dich auf!" rief ihm sein Gefährte, der trotz des Tumultes und der immer näher rückenden Gefahr ihm nicht von der Seite wich, mit bewegter Stimme zu, „sonst fallen wir den Franzosen in die Hände, und Tod oder harte Gefangenschaft ist unser Loos!"

„So laß mich hier und bringe dich in Sicherheit," mahnte der Verwundete, „ich kann nicht von der Stelle, alle Glieder sind mir wie zerbrochen!"

„Dich verlassen, da sei Gott vor!“ gab der Kamerad ohne Zögern zurück, „so lange noch Rettung für uns möglich ist, laß ich durch keine Gefahr mich schrecken!“

Und mit diesen Worten warf er sein Gewehr zur Erde, richtete mit starker Hand den Verwundeten empor, faßte ihn unter beide Arme und ließ ihn, indem er ihn behutsam vor sich her schob, den steilen glatten Pfad hinabgleiten, bis der Ausgang aus der Festung glücklich erreicht war. Ohne Aufhören knatterte das feindliche Musketenfeuer und pfeifend schwirrten die Kugeln zu seinen Häupten, aber obschon der Czako ihm getroffen, der Mantel ihm durchlöchert wurde, er achtete es nicht, er wendete alle Sorgfalt dem an seine Hilfe gewiesenen Kameraden zu.

„So,“ sprach er fast athemlos, „nur noch hundert Schritte und uns schaden die feindlichen Kugeln nicht mehr. Da vor uns sehe ich schon die Colonnen unserer Freunde ziehen.“ Und mit kräftigem Ruck hob er sich den Kameraden auf den Rücken und eilte, so schnell es ihm nur die auf ihn drückende Last erlaubte, den Abziehenden nach.

„Hilfe!“ schrie er jetzt mit starker Stimme „es wollen noch zwei hessische Jäger, von denen der eine hart verwundet ist, dem Zuge sich anschließen, Hilfe, sonst ist der Kranke verloren in der kalten Nacht!“

Der Ruf drang zu den Ohren der hintersten Männer, man machte Halt und bald sahen sich die

beiden Nachzügler sicher und geborgen in der Mitte ihrer Gefährten. Der Freund hatte den Freund gerettet und ein inniger Händedruck, der beredter sprach als alle Worte, verkündigte dem wackern Christoph den Dank und die Freude seines Kameraden Bernhard.

In kurzer Zeit war die Wunde geheilt und der Sohn des Schulmeisters konnte mit frischer Kraft wieder ins Feld ziehen. Die Hessen schlugen sich meist in kleinen Gefechten mit den Franzosen herum, und in einem solchen, wo es galt, dem Feinde einen Transport von Holz, Vieh und Lebensmitteln abzuschneiden, lohnte Bernhard dem Freunde die früher bewiesene Liebesthat.

Die beiden Kameraden hatten zu weit sich vorgewagt und sahen sich plötzlich von einem Schwarm französischer Reiter umringt. „Kein Pardon!" schrien die Wüthenden und warfen sich in wildem Ungestüm auf die hessischen Jäger. Aber zwei wohlgezielte Schüsse schwächten die Kraft des ersten Anpralls, indem hier ein Reiter und dort einer zum Tode getroffen vom Pferde sank. Jetzt stieg die Erbitterung des Feindes aufs höchste, Christoph strauchelte und schon drohte ein fallender Säbelhieb ihm den Kopf zu spalten; aber behend schlug Bernhard die tödtliche Waffe zur Seite und zerschnitt mit scharfem Hieb den Hals des Pferdes, daß es stöhnend mit seinem Reiter zusammenbrach. Dadurch bekam Christoph Zeit zum zweiten Schuß und auch dieser verfehlte seines Zieles

nicht. Aber trotzdem mußte der ungleiche Kampf zum Verderben der muthigen Streiter enden. Da im entscheidenden Augenblick kommt Hilfe. Das Horn der hessischen Jäger ertönte im Rücken des Feindes, schnell wendet sich dieser zur Flucht und die beiden Freunde sind gerettet. Gerührt fiel Christoph dem treuen Gefährten um den Hals; „dein Muth," sprach er, „hat mich dem Leben erhalten, du meinst wir wären quitt; aber Gott wird dir's reichlich vergelten!"

Im März des Jahres 1814 war endlich der gewaltige Feind niedergeworfen. Paris öffnete seine Thore und die verbündeten Herrscher hielten an der Spitze ihrer Truppen ihren Einzug in die stolze, glänzende Hauptstadt. Was die geknechteten Völker in Schmach und Erniedrigung, in Jammer und Herzeleid so viele Jahre geduldet hatten, es trat jetzt zurück vor dem Jubel des Sieges und der Freude der Erlösung, denn es sollten Freiheit und Recht, Licht und Wahrheit, Glaube und Liebe, Gottesfurcht und Häuslichkeit wieder ihr heiliges Werk, ihre friedliche Thätigkeit beginnen. Napoleon, dem Europa für seinen Thron nicht genugsam dünkte, mußte sich nun als ein Verstoßener und Verbannter mit einem kleinen, vom Meere umfluteten Eiland begnügen. Frankreich ward seinem rechtmäßigen Erben zurückgegeben und die tapferen Krieger, die der Welt den Frieden erstritten hatten, kehrten heim ins liebe Vaterland. Doch nicht alle, die ausgezogen waren, sahen die Heimat wieder,

so mancher war in fremder Erde in frühen Tod gesunken, und keine Thräne noch Klage vermochte die Lücke zu schließen, die das Schwert des Krieges in den Reihen der heimziehenden Krieger geschlagen hatte.

Treten wir noch einmal ein in die freundliche Lehrerwohnung zu K. Siehe, wie heller Sonnenschein lag's über der kleinen, traulichen Stube, denn die da versammelt waren, kosteten mit vollen Zügen die Freude des Wiedersehens und die süße Gewißheit, nach einer Zeit schwerer Prüfung nun wieder in alter Herzlichkeit mit einander verkehren und getrost und heiter den kommenden Tagen entgegensehen zu können.

Vater Gutmann lehnte in dem weichen Polsterstuhl und sah mit mildem Lächeln zu dem Tisch hinüber, hinter welchem Bernhard mit seinem Freunde Christoph saß, denn dieser hatte es seinem Kriegskameraden nicht abschlagen können, mit ihm auf einige Tage bei seinen Eltern vorzusprechen. Die Mutter des Bernhard hatte ihn wie einen Sohn empfangen und wußte nicht, was Gutes und Liebes sie ihm all erweisen sollte. „Christoph," sprach sie mit Innigkeit, wenn dieser ihrem Lobe und ihrer Güte wehren wollte, „laß es nur sein! Du hast mein Kind der Gefangenschaft und dem Tode entrissen, kann ich dir das vergelten? Daß ich mich jetzt wieder des Sohnes freue, das habe ich doch nur dir allein zu verdanken," und dabei lächelte sie unter Thränen dem wackeren Jäger zu.

Auf dem Tische stand ein einladendes Frühstück

zugerichtet, und mit bittendem Blick winkte die Mutter und sprach: „Nun, Kinder laßt's euch munden! Und vorab du, Christoph, halte dich dazu! Denn du hast noch einen tüchtigen Marsch vor dir, wenn du heut noch bei guter Zeit bei deinen Lieben sein willst. Ich will auch zu einem längern Bleiben nicht mehr zureden, denn wahrhaftig, den Deinen ist es nicht zu verdenken, wenn sie mit Ungeduld deiner Ankunft warten."

Scherz und Ernst, Thränen und Lachen wechselten in den das Mahl begleitenden Gesprächen mit einander ab. „So, jetzt muß ich fort, genug des Guten!" rief Christoph, erhob sich und leerte sein Glas. „Aber dabei bleibt's," fügte er mit Nachdruck hinzu, „über's Jahr komme ich wieder!"

„So Gott will!" sprachen gerührt die beiden Gatten und schüttelten dem jungen Manne mit herzlicher Biederkeit die Hand. Bernhard aber gab seinem Freund noch ein Stück Weges das Geleit.

Der Sohn des Schulmeisters wollte den Jägerstand, zu dem er schon früher eine große Zuneigung gezeigt hatte, auch ferner nicht verlassen. Mit rastlosem Eifer und unter dem Segen der Eltern bereitete er sich zur Verwaltung einer Försterei vor und Gott lohnte seinen Fleiß.

In der Nähe des Dorfes, da Christoph sein Anwesen hatte, ward er als herrschaftlicher Förster bestellt und sein Kriegsgefährte, der als tüchtiger Land-

wirt den Acker baute, war allezeit ein willkommener und gern gesehener Gast in seinem Hause.

Vater Gutmann zog es vor, in der Gemeinde, in welcher er schon so viele Jahre mit Anerkennung gewirkt hatte, auch fürder zu bleiben und schlug deshalb eine einträgliche Kantorstelle, die ihm die Gnade seines Landesfürsten in einer ansehnlichen Kreishauptstadt zugedacht hatte, mit ehrerbietigem Danke aus. Bernhard hatte inzwischen ein braves Mädchen aus der Verwandtschaft seines Freundes Christoph, die Tochter eines wohlhabenden Gutspachters, als Frau in sein Haus geführt, und jedesmal waren es frohe und glückliche Tage, wenn die Eltern der beiden Gatten auf die Försterei zum Besuche kamen.

Siebentes Kapitel.

Der 18. October 1863.

Den beiden Freunden sollte aber noch am Abend ihres Lebens eine große Freude und Überraschung bereitet werden. Der 18. October, der fünfzigste Jahrestag der Schlacht bei Leipzig, nahte heran, und es war im ganzen Hessenland nur eine Stimme, daß dieser ewig denkwürdige Tag als ein festlicher Tag in würdiger Weise gefeiert werden sollte. Und als in die Försterwohnung und auf den Pachthof die Kunde

gelangte, daß man die noch lebenden hessischen Krieger aus den Feldzügen von 1814 und 1815 als Theilnehmer an den beabsichtigten Festlichkeiten in der Hauptstadt erwarte und daß sie dort alle herzlich willkommen seien, so erschien es bei den beiden Kameraden auch sofort als eine abgemachte Sache, an dem Tage in Kassel nicht zu fehlen. War auch die Blutarbeit bei Leipzig ohne die hessischen Streiter verrichtet worden, so erinnerten sie doch am ersten an die großen und ernsten Ereignisse jener Zeit und waren alsbald auf den Ruf ihres Kriegsherrn freudigen Muthes herbeigeeilt, um den Kampf fortzusetzen, der das Werk der Befreiung des deutschen Vaterlandes vollständig zu Ende führen sollte. Mit wahrer Ungeduld erwarteten die alten Kämpfer den Tag, der sie den nach Kassel ziehenden Festgenossen zugesellen würde. Und kaum dämmerte der Morgen des 17. Octobers, so standen die fast 70jährigen Greise marsch- und reisefertig da; die kurzen Tabakspfeifen dampften, blaue Rauchwolken wirbelten in die Höhe und begleitet von den besten Segenswünschen ihrer Angehörigen ritten sie fröhlich und wohlgemuth in die frische Morgenluft hinaus der für den festlichen Tag sich schmückenden Hauptstadt zu.

Am Nachmittag des 20. Octobers riefen in dem Pfarrhause zu G. zwei muntere Knaben, von denen der eine 13 der andere 11 Jahre alt sein mochte, mit heller Stimme: „Mutter, jetzt kann es losgehen,

wir sind fix und fertig, und der Michel hat schon vor einer Viertelstunde angespannt.

„Ist das ein ungeduldiges Volk!“ gab die Mutter wie im Ärger zurück. „Wenn's zum Großvater geht, dann ist niemand hurtiger und flinker, als ihr, sonst —“ doch hier unterbrach sie sich, um keinen Dämpfer auf die Freude der Knaben zu setzen. „Nun steigt nur ein und setzt euch zurecht, der Vater und ich werden gleich bei euch sein!“ Und so geschah's, denn nach wenigen Minuten rollte der grüne, starkgebaute Korbwagen zum Hofe hinaus.

Die Mutter der Knaben war die Frau des Pfarrers zu G. und die Tochter des nun betagten Försters Gutmann. Sie hatte dem Vater auch als Gattin und Mutter die innigste und treueste Kindesliebe bewahrt und wollte es sich darum an dem heutigen Tage nicht nehmen lassen, ihn nach seiner Rückkunft von dem Festzuge in Kassel mit ihrem Manne und ihren Kindern zu begrüßen. Verlangte auch ihr Herz darnach, sich mit eignen Augen zu überzeugen, ob der Vater gesund und wohlbehalten zurückgekehrt sei, wer wollte es ihr verargen, wenn sie auch ein wenig von Neugierde getrieben wurde, aus seinem Munde von all den Herrlichkeiten zu hören, deren Zeuge er in der Hauptstadt gewesen war.

Dem Veteranen mochte wohl so etwas geahnet haben, daß seine Lieben zu ihm herüberkommen würden. Laut klappte er das Fenster zu, als er das wohl-

bekannte Fahrzeug zum Försterhof einbiegen sah, und eilte schnellen Schrittes auf den Hof hinaus, die Ankommenden zu empfangen. „Guten Abend, Großvater! Guten Abend, Vater!“ rief es herzlich und fröhlich von dem Wagen herab.

„Schönen Dank, Kinder, schönen Dank!“ grüßte freundlich der Alte. „Dachte ich's doch, daß ihr heute kommen würdet!“

„Nun ja,“ nahm die Pfarrerin das Wort, „wir mußten ja wohl, denn diese ungestümen Seelen da ließen uns keine Ruhe.“

„Und meine Luise,“ fragte mit ernsthaftem Gesicht der Förster, „wollte sich von den Enkeln übertreffen lassen?“

„O nein, Väterchen,“ entgegnete abwehrend die Mutter der Knaben, „tausendmal nein, ich bin erst recht die, welche die gröste Sehnsucht nach dir trug,“ und dabei lag sie in seinen Armen, und die Enkel kletterten an dem Großvater in die Höhe und herzten und küßten ihn. Der Karo und die Diana aber umsprangen wedelnd und vor Freude winselnd die lieben Gäste und die Großmutter stand in der Thüre und wischte sich die Thränen aus den Augen.

So saßen sie nun alle, die Großeltern, die Kinder und Kindeskinder in der wohnlichen, traulichen Stube beisammen in Eintracht und Freude. Die Liebe schlang ihr heiligendes Band um die Herzen der treuen, aufrichtigen Menschen und weihte die Räume

der Försterwohnung zu einer Stätte des Friedens. Den inzwischen sich einstellenden Appetit stillte ein von den Händen der Hauswirtin selbst zubereitetes Mahl und jedes fühlte sich an dem einladenden, gut besetzten Tische wohl und behaglich. Und vorab war der alte Großvater voller Lust und Fröhlichkeit und widersprach mit Eifer der Befürchtung, daß ihn diesen Abend die Mittheilung seiner Erlebnisse in Kassel wohl zu viel aufrege und angreife.

„Ach was," stampfte er mit dem Fuße, „so ein bischen Schwätzen wirft mich noch nicht um. Da muß es wahrlich stärker kommen. Zudem steht jetzt noch alles frisch und lebendig vor meiner Seele und mein Inneres ist noch voll von den empfangenen Eindrücken; wes aber, so spricht man ja, das Herz voll ist, des geht der Mund über."

Da nun niemand ihm weiter wehrte, so hub er, indem er sich ein Glas von seinem Besten einschenkte und den mit Silber beschlagenen Maserkopf anbrannte, also an:

„Gegen Abend des 17. Octobers ritten wir, mein Freund Christoph und ich, zu den Thoren von Kassel ein und fanden alle Hände noch vollauf beschäftigt mit den Zurüstungen zu den Feierlichkeiten des Festes. Schon am Morgen des Tages, so hörten wir, war der großen Schlacht in allen Schulen der Stadt durch Gesang und Rede in würdiger Weise gedacht worden. Und das war gut, denn der Tag bei Leipzig gehört

insonderheit der Jugend, er mahnt wie kein anderer, den Blick des jüngeren Geschlechtes auf die Großthaten der Väter zu lenken und dasselbe in die glänzende Waffenhalle deutschen Ruhmes und deutscher Ehre zu führen, damit das Andenken an die glorreiche Zeit sich immer erneue und weiter getragen werde bis zu den fernsten Geschlechtern. Der Sieg bei Leipzig kommt mir vor wie ein Erbgut der gesamten Nation, das man wohl bewahren und wie einen kostbaren Schatz den spätesten Enkeln überliefern muß."

„Der Krieg ja, das habe ich selber erlebt, bringt mit Flammen und Schwert Verheerung und Verwüstung über Länder und Völker, und Jammer und Elend wird da geboren, wo sein eiserner Fuß einherschreitet. Die blutgetränkten Schlachtfelder machen das Herz traurig und stumm und gießen keine Freude in die Seele, wie die wogenden Ährenfelder, aber dennoch liegt auch auf ihnen, wenn ich's so sagen soll, das Mark des Landes, von dem die Völker zehren und das ihnen eine Speise der Kraft und der Stärke wird; dennoch fließen auf ihnen geöffnet voll und reich die Adern gesunden und frischen Lebens, das die Herzen mit Muth und Treue, mit Tapferkeit und heißer, unaustilgbarer Vaterlandsliebe erfüllt. Ja, was die Väter thaten," und hier richtete sich sein Blick auf die Enkelkinder, „das sei euch, meine Söhne, ein leuchtendes Vorbild zur Nachahmung und Nacheiferung, daß ihr vollbringt was heilig und Gott wohlgefällig

ist, und ihr muthig eintretet für die höchsten Güter eures Volkes."

Mit Spannung und innerer Theilnahme lauschten die Knaben dem mahnenden Wort des Großvaters und in ihrem hellen Auge spiegelte sich's wie Muth und Unerschrockenheit, wie Thatendrang und Freiheitsliebe.

„Ich fand," fuhr der Alte fort, „ein recht behagliches, gastliches Quartier und hatte von dem mir angewiesenen Zimmer aus einen weiten Blick in die freundliche Stadt. Wie hatte sich aber Kassel verändert seit der Zeit, da ich es nicht gesehen, und was lag für ein langer, inhaltvoller Zeitraum zwischen dem 18. October und jenen Tagen, wo ich siegesmuthig in das ferne Frankreich zog, um das Vaterland wieder frei zu machen und ihm zu neuer Kräftigung und Erstarkung zu verhelfen. Lange noch beschäftigte der Rückblick in die vergangenen Jahre meine Gedanken und erst spät kam mir auf weichem, warmem Lager der ersehnte Schlaf."

„Mit dem ersten Morgengrauen weckte mich ein von Blasinstrumenten ausgeführter Choral, der mit seinen ergreifenden, von dem Thurme der St. Martinskirche herab erschallenden Klängen den festlichen Tag einsegnete und die Herzen zum Lobe und zum Dank gegen den rief, der den Lebensgang des einzelnen wie die Geschicke ganzer Völker mit seiner allmächtigen Hand lenkt und leitet. Es war ein grauer, mit Nebel umhangener Himmel, der am 18. October dem nach

dem Stand des Wetters ausschauenden Auge entgegentrat, aber bald zerriß die Sonne mit siegender Gewalt den dichten Wolkenschleier und sandte mild und freundlich ihr Licht auf die der sonntäglichen Stille sich freuende Erde hernieder. In der That, meine Lieben, ein sprechendes Bild jener Zeit, wo auch nach dunkler Nacht und schwarzen, wetterbergenden Wolken der goldne Morgen der Freiheit anbrach und mit hellem, blitzendem Strahl die Lüge, den Übermuth und die Ungerechtigkeit zum Lande hinaustrieb und die geängsteten Gemüther wieder in Hoffnung und Freude erhob. Um 8 Uhr hielt es mich nicht länger mehr im Zimmer, ich trat auf die Straße hinaus und herrlich, wundersam war der Anblick, den die Stadt jetzt darbot. Sie erschien wie eine große, festlich prangende Halle, durchzogen von Waldesduft und Waldesfrische. Die Gärten hatten ihre Zier, die Wälder ihr Grün geliefert, um Häuser und Straßen in ein heiteres, lachendes Gewand zu kleiden. Blumenkränze und Laubgewinde waren um Thüren und Fenster geschlungen oder schaukelten sich in luftiger Höhe von Haus zu Haus, von Straße zu Straße. Bald ruhte das Auge auf den großen und kleinen lustig wallenden und wehenden Fahnen, bald auf den leuchtenden Farben der ausgehängten, reich gewirkten Teppiche, bald auf den umkränzten Sinnbildern, Abzeichen und Inschriften. Die entlegensten Straßen, die unansehnlichsten Häuser entbehrten des Festschmuckes nicht,

selbst die vor den Thoren der Stadt und in den Gärten gelegenen Wohnungen gaben durch ihr geschmücktes Aussehen Kunde von der Theilnahme an der allgemeinen Freude. Zahlreich flaggten die Fahnen in den hessischen und städtischen Farben, den Vorrang vor allen aber behauptete die deutsche Tricolore. Und das mit Recht; denn der 18. October war ein deutscher Tag, ein Tag der dem ganzen, großen Vaterland gehörte. In den Straßen wogte es auf und ab von Einheimischen und Fremden und mit jeder Minute wuchs die schauende und bewundernde Menge. Und durch all diese Herrlichkeit lachte voll Lust die Sonne vom Himmel, gleich als wolle sie auch ihr Theil geben zu dem Glanz und der Freude des Tages. Mir ward ganz feierlich und festtäglich zu Sinne, und inmitten dieses Reichthums stieg eine Thräne der Rührung in mein Auge, denn ich fühlte die Gesinnung heraus, aus der das alles bereitet und geschaffen war. Was jeder dachte, empfand und wollte, lag bloß und aufgedeckt vor Augen: Freude und Dank, Frieden und Einigkeit, Wahrheit und Recht. Mein Herz hob sich zu Gott und ich bat ihn aus innerster Seele: Nimm mein liebes Hessenland allezeit in deine gnädige Obhut und laß das Band der Liebe und der Treue um Fürst und Volk immer fester sich schlingen, auf daß mein Vaterland, das ja so ein hübsches Stück deutscher Erde ist, nicht verderbe durch Unfrieden, Zwietracht und Parteisucht, sondern

immer mehr wachse und zunehme an Ehre, Segen und Wohlfahrt!"

„Nach dem Schluß des Morgengottesdienstes fiengen die einzelnen Abtheilungen des Festzuges an, die ihnen angewiesenen Sammelplätze einzunehmen. Um halb 1 Uhr Mittags setzte sich dann vom städtischen Rathhause aus unter Vorantritt eines Musikkorps des Schützenbataillons der Zug in Bewegung. Ihm voraus ritt ein in die deutschen Reichsfarben gekleideter Hauptzugführer oder Herold, dem eine Schar Turner folgte, diesen schlossen sich dann die einzelnen Abtheilungen des Zuges an und zwar zunächst die Schüler der öffentlichen und Privatschulen; die Lehrer sämtlicher Schulkörper und die in Kassel bestehenden Gesangvereine. Hiermit schloß der erste Theil des Zuges, der dann wieder aufgenommen wurde durch zwei berittene Zugführer, denen die städtischen Behörden, die Landstände, die Hofdienerschaft und die Staatsdiener folgten. Jetzt kam das in den Zug eingereihte Musikkorps des 1. Infanterieregiments (Kurfürst) und spielte uns alten Kriegern, die wir hinter ihm einhertraten, seine munteren Märsche. Und nachdem den Veteranen sich die Schützen und wieder eine Schar Turner angeschlossen hatten, folgten dann die einzelnen Glieder der verschiedenen Gewerke, Zünfte, Innungen, Vereine und Genossenschaften in langer, endloser Reihe."

„So bildete sich ein unabsehbarer Zug, der vor

dem Wilhelmsplatz durch die Königsstraße, Hohenthorstraße um die St. Martinskirche, durch die Dionysienstraße, den Steinweg hinab, über den Altstädter Marktplatz, die Fuldabrücke, durch das Leipziger Thor nach dem großen Forst unter dem Geläute aller Kirchenglocken sich bewegte. Nicht zu zählen war die Menge, die in den Straßen, durch welche der Zug einherschritt, sich aufgestellt und zu beiden Seiten förmlich Spalier gebildet hatte. Wo nur ein freier Raum es gestattete, die Festschar vorüberziehen zu sehen, war er auch alsbald mit Schaulustigen angefüllt. In den Thüren und Fenstern der Häuser reihte sich Kopf an Kopf; überall heitere Gesichter, die den Vorüberschreitenden freundlichen Gruß boten, überall geschäftige Hände, die Kränze und Blumen streuten und mit weißen Tüchern winkten. Und wo eine Verzierung oder Inschrift sich zeigte, die auf ein Ereignis aus jener Zeit oder auf eine der ernsten Fragen, welche die Gegenwart bewegen, in sinniger Weise Bezug nahm, ertönte aus der Mitte des Zuges heraus lauter, weithin schallender Jubelruf. Besonders wurde das Bild der Germania, das die Inschrift führte: „In Fährden und in Nöthen zeigt sich das Volk erst echt, drum soll man nicht zertreten, sein altes, gutes Recht!" mit unverhohlener Freude begrüßt. Die Figur war hoch oben an dem Bogen einer Ehrenpforte angebracht, die man in der Unterneustadt am Eingang in die neue Leipziger Straße geschmackvoll errichtet hatte."

„Und was machte man mit euch alten Frankreichern?“ wendete sich der älteste der Enkel an den Großvater. „Ihr waret ja auch ein Zeicheu aus jener Zeit!“

„Ei, sieh mal einer das Bürschchen an!“ drohte der Veteran mit dem Finger, „als ob wir unbeachtet geblieben wären! Im Gegentheil, wir erfuhren von allen Seiten die vollste und ungetheilteste Aufmerksamkeit. Man lachte und winkte uns die herzlichsten Grüße zu, man warf Blumen und Kränze auf uns und brachte uns ein Lebehoch auf das andere. Und wer von dem Zuge durch die Stadt ermüdet war, für den standen am Thore bequeme Wagen bereit, die ihn wie im Fluge zu dem Festplatz trugen. Damit wir aber die alten Glieder ausruhen konnten, hatte man uns auf dem Platze selbst für besondere Sitze gesorgt und nach der Feierlichkeit auf dem Forste erwartete uns in den Räumen des Stadtbaues ein bereit gehaltenes Mahl, zu dem der von unserem gnädigsten Landesherrn gespendete Champagnerwein einen köstlichen und erquickenden Labetrunk lieferte. Ja ich kann sagen, wir wurden als „die Ehrenkrone“ des Zuges betrachtet, giengen uns doch 12 bis 14jährige Knaben rechts und links zur Seite und gaben uns, indem sie zu einer Kette geschlungene Kränze auf Stäben trugen, das Geleit auf den Festplatz.“

„Aus den verschiedenen Theilen des Niederfürstenthums und noch weiter her hatten die alten Burschen sich herbei gemacht, und es mochten wohl über 300 sein,

die am 18. October in der Hauptstadt zusammengetroffen waren. Manche erschienen noch als markige, in der Kraft der Jugend einherschreitende Gestalten, gehärtet durch Wetter und Arbeit, vielen hatte aber auch schon die Last der Jahre Haupt und Rücken gebeugt und die alles umwandelnde Zeit ihr Zeichen aufgedrückt, und es mußte der Stab oder der Arm des Freundes ihre Schritte stützen. Fast jeder Stand hatte sein Contingent geliefert, man sah verabschiedete wie noch Dienst thuende Soldaten, Landwirte und Bürger, Kaufleute und Handwerker, Gelehrte und Ungelehrte, Geistliche und Lehrer, Forstleute und Juristen in fröhlicher Eintracht beisammen und nach vielen in Freud und Leid dahingegangenen Jahren sich wieder als alte Kriegskameraden iu herzlicher Weise begrüßen. Ja bei manch einem war es ein frohes Wiedersehen und Wiedererkennen; man schüttelte und drückte sich die Hände, das Auge leuchtete in Lust und Freude, die Lippe bebte vor innerer Bewegung und, bist du auch noch da? schallte es hinüber und herüber. Die alten Knaben wurden wieder jung in der Erinnerung an jene Tage, wo sie mit einander auszogen in den heiligen Streit und es anfieng bei den Völkern Frühling zu werden, wie es draußen in Wald und Flur keimte und knospte und neues Leben trieb.“

„Fast jede einzelne Abtheilung des Festzuges hatte ihre Fahnen, Sinnbilder und Abzeichen, und namentlich entfalteten hier die Gewerke und Innungen eine über-

raschende Pracht und Schönheit. Aber es ist nicht möglich, das alles so, wie es an dem Auge vorüberzog, zu beschreiben. Selbst ein mit der beredtesten Zunge und aus dem treuesten Gedächtnis entworfenes Bild müßte hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Man muß den Zug mit eigenen Augen gesehen haben, um sich von der Herrlichkeit und Mannigfaltigkeit, die dem Auge entgegentrat, eine Vorstellung zu machen. So führten — um euch nur einiges davon mitzutheilen — die Bäcker einen vollständigen Backofen mit sich, aus dem Brezeln und Kringel und andere Backwaaren ausgeschossen und unter die zujauchzende Menge vertheilt würden. Die Schuhmacher trugen einen ungeheueren, riesengroßen Stiefel vor sich her, auf dem die doppeldeutige Inschrift: „Fortschritt" weithin sichtbar war. Die Schreiner hatten sich in ihr Abzeichen die Sinnbilder des Lebens und des Todes, eine Wiege und einen Sarg, gewählt. Der gesamten Weißgerberzunft aber fuhr eine Kutsche voraus, die mit kostbarem Pelz- und allerlei Rauchwerk prächtig ausstaffiert war. Mit Wohlgefallen ruhte das Auge auf ihrer reichen Ausstattung, und ebenso fesselte den Blick der geschmackvoll ausgezierte Früchte- und Blumentempel, den die Gärtner auf einem von vier Rappen gezogenen Wagen produzierten. Die Kaufleute, an deren Spitze in reiche, alterthümlicher Tracht gekleidete Herolde ritten, trugen eine Weltkugel zur Schau, zum Zeichen, daß in ihren Händen der Handel und Weltverkehr

ruhe. Ein mit Mast, Anker und Flagge ausgerüstetes Admiralschiff aber verkündete, daß der Zug — der Sandschiffer sich nahe, denn die Fulda trägt keine Handels- und Kauffahrteischiffe, ihr Rücken begnügt sich mit Fischerkähnen und Sandschiffen. Und so bot jede einzelne Zunft in ihren Abzeichen und der ihr eigenthümlichen Tracht ein heiteres, fesselndes Bild."

„Den Festzug, der wohl an zwei Stunden gedauert haben mochte, bis er an seinem Sammelplatze anlangte, sollte auf dem Forste bei Kassel ein abgestecktes, längliches Viereck aufnehmen. Die Mitglieder des Staatsministeriums und die gesamte Geistlichkeit waren schon früher auf dem Platze versammelt, und ebenso hatte das Militär schon vor der Ankunft des Zuges Aufstellung genommen und bildete die eine Hälfte der Seiten des abgegrenzten Raumes, während die andere Hälfte von den einzelnen Zugabtheilungen ausgefüllt werden sollte.

In der Mitte des Vierecks war nahe der Gedenkeiche ein mit schwarzem Tuch umhangener Altar und ihm gegenüber in einiger Entfernung eine schmucke, mit hessischen Fahnen beflaggte Estrade für den Kurfürsten und seine Begleitung errichtet worden. Nachdem der Zug sich geordnet und Glied an Glied sich gereihet hatte, traf unser allergnädigster Landesherr mit hoher Begleitung auf dem Festplatz ein und begab sich zu den für Ihn und die Kurfürstliche Familie bestimmten Sitzen. Nun begann der feierliche Gottesdienst. Nach Absingung des Chorals: Herr Jesu send' uns deinen

Geist! betrat der erste Hof- und Garnisonpfarrer den Altar und hielt die Festpredigt, in welcher er mit erhebenden und ergreifenden Worten die Bedeutung und die rechte, würdige Feier dieses Tages der versammelten Menge vor Augen führte. Nachdem der Lob- und Dankgesang verhallt war, erbrausten, voll und stark wie Orgelton und Glockenklang, die von dreihundert Männerstimmen gesungenen Liedesworte: All, Deutschland auf! über die weite Rasenfläche und drangen wie Schlachtenruf und Siegesjubel an Ohr und Herz. Die gehobene und feierliche Stimmung unterhielt nun der jetzt vor den Altar tretende Pfarrer der reformiert-französischen Gemeinde, welcher mit einer von Begeisterung und Patriotismus getragenen Rede den Grundstein zu dem Denkmal weihte, das sich anstatt der unansehnlichen Eiche für die während der Fremdherrschaft gefallenen Opfer erheben soll. Nach dem Schlußwort des Redners begab sich Se. Königliche Hoheit der Kurfürst, abgeholt von dem Präsidenten der Ständeversammlung und derzeitigen Vicebürgermeister der Residenz in die um den Standtort des Denkmals gegrabene Vertiefung und legte unter Beobachtung der üblichen Gebräuche und indem die versammelte Menge zujauchzte und das Militär salutierte, den Grundstein zu dem Vaterlandsmonument. Das, soweit die deutsche Zunge klingt, bekannte und geliebte Lied: Was ist des Deutschen Vaterland! schloß die schöne Feier des mir unvergeßlichen Tages."

„Hierauf bewegte sich der Festzug in derselben Ordnung, in welcher er gekommen war, unter Hurrahruf und fröhlicher Lust an dem Landesherrn vorüber und weiter den Forst entlang bis zu dem Altstädter Marktplatz, wo er sich auflöste und in die verschiedenen Straßen sich zerstreute.“

„Und damit auch das Octoberfeuer nicht fehlte, so zogen gegen 8 Uhr wohl an 800 Turner und andere Festgenossen mit brennenden Fackeln durch die Straßen der Stadt und zu dem holländischen Thor hinaus, um auch der Umgegend mit Flammenschein zu verkünden, welche Freude heute in den Mauern von Kassel geherrscht. Und so war der 18. October, zu dessen gemeinschaftlicher Feier sich Fürst und Volk vereinigt hatten, ein echtes, wahres Volksfest, nicht angeregt und angestiftet von außen und verstärkt und belebt durch fremden Zuzug und fern hergekommene Gäste, sondern entsprungen und hervorgegangen aus der inneren Kraft und dem dankbaren Herzen des Volkes.“

„Kein Unfall, kein Misklang, keine Störung trübte den festlichen Tag, und so schließe ich denn mit dem anfrichtigen Wunsche, daß der 18. October zur Wohlfahrt und zum Segen nicht blos des hessischen, sondern auch des gesamten deutschen Vaterlandes gereichen möge.“

„Und ich,“ sprach der Schwiegersohn des Försters und drückte seine Hand, „danke Gott dafür, daß er dir, theurer Vater, diesen Tag in seiner Gnade noch gegeben hat.“

„Ja," erwiderte der Veteran, „ich habe ihm auch schon aus Grund des Herzens meinen Dank dafür gesagt. Und nun, meine Lieben," fuhr er mit bewegter, leise bebender Stimme fort, „wird es Zeit sein, daß ich mich zum letzten Gange rüste, auf daß, wenn der große Heermeister ruft, er mich bereit finde und ich in seinem Wort und Glauben triumphierend mit ihm einziehen kann in seine ewige Königsstadt."

„O, du gehst noch nicht von uns fort," riefen die andern und umschlangen den geliebten Greis, „du bleibst noch bei uns!"

„Nun, wie Gott es will!" sprach der Veteran und wies nach oben. „Sein Wille geschehe!"

Ende.

„Sollten Gelder der erwähnten Art nicht vorräthig sein „oder deren Eingang nicht in naher Aussicht stehen, auch „sonstige Anschaffung derartiger Schriften bestimmte Fonds „nicht vorhanden sein, so haben die genannten Stellen sich „zu bemühen, die Gemeindebehörden zur Anschaffung des „gedachten Werkes aus Gemeindemitteln zu disponiren."

Ueber die Ausführung dieser Auflage ist nach Jahresfrist anher zu berichten.

In dem Zimmermann'schen theologischen Literaturblatt Nr. 32 von 1851 ist unter anderm Folgendes über dies Schriftchen gesagt:

„Hier ist in der That unserm an Haupt und Gliedern „schwer erkrankten Volke die einzige Arzenei geboten, die „es retten kann von Tod und Verderben. Kräftig, körnig „und überzeugend wendet der Verfasser das Wort des Herrn „an auf dasjenige Gebiet, das allein eine bessere Zukunft „bereiten kann, auf das der Erziehung. Wir könnten uns „versucht fühlen, allen deutschen Regierungen den Rath zu „geben, all' den vorhandenen Wust von Schriften über „Volksbildung" und Erziehung einem großen Autodafé „zu übergeben und, statt ihrer, dieß Schriftchen in alle „Häuser, welche Firma sie auch führen, und in alle Schulen, „welchen Namen und Zweck sie auch haben, einzuführen. „Wir begegnen hier einer Sprache, die uns fast an die „Luthers erinnert. „Frisch, frei, fromm und gewaltig" „weiset der Verfasser hin auf das Eine, das uns Noth thut, „auf die Umkehr zu der ewigen und unversiegbaren Quelle „der Weisheit der Schrift, in allen Lebensverhältnissen, vor „allem in der Kinderzucht.

Druck von Gebr. Gotthelft.

Bö